Karl Joseph Huber,
Pfarrers zu Sindelburg, weiland des Kardinals von
Firmian geistlichen Raths

Abendgespräche
über die
Methmesse,
und andere
kirchliche Gegenstände
zur Fortsetzung
der
dringenden Vorstellung
an die
Religion
wider die
Halbguldenmesse und Priestermiethe 2c.

1. Theil.

Regensburg, 1784.

Vorrede.

Meine Uebersetzung der Guyardischen Abhandlung vom Messestipendio, welche ich im abgewichenen Sommer 1783. mit Genehmhaltung der k. k. Censure in Wien herausgab, hat das glückliche Schicksal gehabt dem gutdenkenden Theile der Katholicken zu gefallen, und nur jene Parthei in Wien zu beleidigen, welche im ganzen Deutschlande bekannt genug ist, daß sie alles Gute anfeinde, ihren Eigennütz hinter einer katholischen Maske verberge, und für die Betäubung des gutherzigen Volkes ritterlich kämpfe. Diese Parthei hat Täuschungen, Verläumdungen, Schimpfworte, Lügen, und offenbare Schriftverfälschungen (die einzigen Stützen des Aberglaubes, und des Eigennützes) aufgeraft die Miethmesse in ihrem Besitze zu erhalten. Ihre Personen sind viel zu unbedeutend, als daß ein rechtschaffener, praktischer Religionslehrer ohne sich selbst abzuwürdigen, sie namentlich befehlen konnte.

Sie sind es, welche die praktische Religions-lehre der Katholicken in Oesterreich in den Augen der Protestanten erbärmlich, verächtlich, ja wohl gar lächerlich machen; Sie sind es aber auch, welche die Nothwendigkeit der Pressefreiheit, und der kirchlichen Reformation, die weisen Anstalten Josephs *II.* wider ihren Willen rechtfertigen. Aus dieser Ursache begnüge ich mich mit Verschweigung ihrer eigentlicher Namen nur ihre theils erzdumme, theils erzboshafte Einwendungen wieder meine dringende Vorstellung durch gegenwärtige Schrift in ihrer schandevollen Blösse Katholicken, und Protestanten darzustellen, und zugleich die manigfaltigen geheimen Quellen, oder Pfützen, aus welchen die Miethmesse ihren schlammichten Nahrungssaft zieht, und über das Christenthum ausgiesset, aufzudecken.

Armen Priestern, welche nicht blosse Meßleser sind, sondern welche die Seelsorge entweder wirklich ausüben, oder in derselben kraftlos geworden sind, oder sich erst dazu bilden, wird das Stipendium, als Allmosen betrachtet, nicht abgesprochen, so lang noch keine Verfügungen zu ihrem Unterhalt getroffen sind, wenn sich nur der Christ, der

es

es reichet, mit dem Verdienste seines Allmo-
sens, und dem dankbaren Gebete des ar-
men Priesters bei der Messe begnüget, und
die besondere Meßfrucht nicht als eine Rechts-
schulde von seiner Bezahlung, sondern als
eine Gnade Gottes von seiner eigenen Di-
sposition erwartet. Bepfründete Priester hin-
gegen haben nicht einen einzigen rechtlichen
Titel das Stipendium anzunehmen, oder als
ihr Eigenthum zu behalten. Sind sie dabei
noch so dreuste ihrem einfältigen Zahler ei-
nen besonderen rechtlichen Antheil des Meß-
opfers zu versprechen, alsdenn gebührt ihnen
jene Geisel, welche der gegen alle andere Sün-
der sanftmüthige Heiland wider die Wechsler,
Käufer, und Verkäufer im Tempel angewen-
det hat. Gleichwie dieser sein Lehramt, und
die Religionsreformation von der Austrei-
bung der Jauner angefangen hat, eben so
müssen sie aus der österreichischen Kirche ver-
trieben werden, wenn die kirchliche Refor-
mation ernstlich angefangen, und ohne Hin-
dernisse vollendet werden solle. Gegen diese
Gattung Leute taugt die Sanftmuth nicht.
Wäre die moralische Geisel, das ist, Lehren,
Ermahnungen, Verweise, Vorwürfe, Ent-
ehrungen, Beschämungen das wirksame
Mittel geistliche Wechsler, wie andere Sün-

der zu bekehren, so würde der sanftmüthige Jesus die materielle Geisel wider sie nicht ergriffen, sie aus dem Tempel nicht verjagt haben.

Weil ich nicht für Gelehrte, die meiner nicht bedürfen, sondern für den gemeinen Mann praktisch schreibe, hab ich zu dessen Behuf den Dialog gewählt, welches mehre heilige Väter, besonders Justin der Martyrer, Athanas, und Augustin in der Absicht gethan haben, schwere Fragen durch den häuslichen Ton begreiflich zu machen. An die Kunstregeln des Dialogs hab ich mich nicht gebunden, wohl aber an die Umstände der Zeit, des Orts, der Personen, der Gelegenheit, und der heutigen Gemüthslage. Die Karaktere, die ich zum Dialog wähle, sind ein Oberster, der seine Vernunft freimüthig braucht die Wahrheit zu suchen, und anzunehmen, wo er sie findet; seine Gemahlin, welche sie frömmlend scheue, und furchtsam sucht; Ein Kapuziner, der sie zwar redlich, doch mit Vorurtheilen behaftet auf falschen Wegen sucht; ein Abteimönch, welcher sie gar nicht sucht, und endlich ein Pastor, und ein katholischer Pfarrer, welche beide überzeugt sind die Wahrheit gefunden zu haben.

Die=

Diese verschiedenen Karaktere hab ich zur Aufklärung mancher Schwürigkeiten durchgehends in Kontrast gesetzet, obschon nicht alle Personen zugleich in jedem Gespräche auftretten: Meine Leser bitte ich um Vergebung, wenn eine Arbeit, welcher ich nur die Nebenstunden meiner Berufsgeschäfte widmen konnte, nicht so vollkommen erscheinet, als es meine Hochachtung gegen sie erfordert. Da sich diese Gespräche über sehr viele wichtige Gegenstände fortsetzen lassen, so kömmt es blos auf ihre Entscheidung an, ob ich sie länger fortzusetzen, oder meine Feder auszuschlingen habe. Die Freimüthigkeit, und zuweilen die Heftigkeit des Ausdrucks werden Sie mir um so gütiger nachsehen, als selbe in vertrauten, häuslichen Gesprächen nicht ungewöhnlich, und gegen boshafte Täuschungen auch in gesitteten Gesellschaften sehr üblich sind.

Hätte doch ich! Hätten manche rechtschaffene katholische Priester in Oesterreich, so wohl Welt- als Ordenspriester, in deren Vergleich ich kaum einen Zwerg vorstelle; — Hätten wir von den geistlichen Groshändlern sogenannte Kleinkirchler das Glück — nicht eine Vereinigung der drei christlichen Kirchen

in Deutschland, eine Chimäre zu stiften — sondern zur wahren, brüderlichen, christlichen Toleranz der christlichen Gemeinden, welche in Christo dem unsichtbaren Oberhaupt vereinigt, und ungetrennt sind, etwas beizutragen! Hätten wir das Glück den Bruderhaß, welchen die verschiedene Art Gott zu huldigen zwischen Kain und Abel, eines Vaters Kindern, eines Gottes Anbettern, angezettelt hat, zu besänftigen! doch wie weit ist unsere Hofnung von diesem Ziele noch entfernet! Da eine katholische, überaus ansehnliche Hauptgemeinde, und zwar jene zu Wien, das Muster aller anderen sich durch öffentliche Ausrüffe beklagt, wegen Religionsmeinungen selbst in Partheien gespaltet zu sein, in Partheien, wo die Gatten uneinig sind, die brüderliche Liebe erkaltet, Aeltern ihre Kinder plagen, nnd diese jene minder schätzen — In Partheien, welche sich anfeinden — ihr wechselseitiges Glück verhindern — sich meiden — ja so gar verfolgen! In Partheien, welche ihren schädlichen Einfluß nicht nur auf bürgerliche, und häusliche, sondern bis auf die Staatsgeschäfte — ja fast bis zum Mistrauen gegen die Oberherrschaft erstrecken. ! ! ! Wie können redliche Lehrer sich von ihren wohlgemeinten Be-

strebungen eine herzliche, brüderliche Toleranz gegen auswärtige Kommunionen versprechen, so lang das Muster aller katholischer Gemeinden der österreichischen Monarchie unter sich selbst in undultsame Partheien getrennet bleibt? Ihre Verwirrung aber wird noch länger bestehen, und muß noch heftiger werden, wenn den Groshändlern noch länger gestattet wird im Tempel zu krammen, und die Religion zu ihrem Gewinne zu machen. Diese sind es, welche Verwirrungen anzetteln, und geflissentlich unterhalten; Um sich ein Ansehen zu geben rühmen sie sich mit dem allgemeinen römischen Haupthandelplatze vereinigt zu seyn, verdammen diejenigen, welche mit Rom im Glauben auf Christum, und nicht auch in der Handelschaft vereinigt sind. Dies war der Kunstgriff der Verführer, welche einst die so schöne christliche Gemeinde in Galatien verwirret haben. Die Lehre, welche ihnen Paulus aus der Offenbarung vortrug, machten sie den Christen durch das Vorgeben verdächtig, als stimme sie mit der Kirche zu Jerusalem, und dem Ansehen Peters nicht übereins. Was dieser Apostel zur Beruhigung der galatischen Gemeinde gewunschen hat, wünschen wohl alle gutgesinnte katholische Lehrer der

ansehnlichen wienerischen Hauptgemeinde; abscindantur, qui vos conturbant! Wollte Gott eure Störer (die Groshändler) würden von euch getrennet! Gal. 5. So sah Paulus die Ausrottung, so sah Christus die Geisel für das einzige, kräftigste Mittel an, den Tempel zu reinigen, und der wahren Lehre ohne Hindernisse den Eingang zu eröfnen.

Geschrieben zu Sindelburg den
1ten Jan. 1784.

Erster Abend.

Der Oberste, der Pfarrer.

Oberster.

Willkomm bester Herr Pfarrer! Es gereicht mir zu sonderbaren Vergnügen Sie gesund anzutreffen.

Pfarrer. Willkomm mein Herr Oberster! Meinem Hause wiederfährt Heil, da Sie mich mit Dero Besuche beehren. Wie ich sehe, haben Sie die böse Witterung, und die Fatiguen des Lagers bei Minkendorf, dem Himmel sei gedankt, glücklich, und gesund überstanden.

Oberst. Ich habe so viele Freunde unter Katholicken, und Protestanten, die für mich bethen, daß ich mich immer des göttlichen Schutzes vertröste. Nun will ich mir aber auch etwas zu Gute thun; Ihre Herrschaft hat mir erlaubet in den wallserischen Gehölzen und Auen auf die Bürste zu gehen, ich werde mich also

einige Tage der Jagdlust bedienen, und die herrschaftlichen Jäger mit mir nehmen. Meine Frau, und Kinder werden im Schlosse von dem Pfleger, welchen ich einen sehr rechtschaffenen Mann finde, unterhalten werden.

Pf. An diesem Manne haben sich der Herr Oberste nicht verkennet; Ich kann Sie versichern, daß er erfinderisch genug ist, Ihrer Famile angenehm, und abwechselnde Ergötzungen zu verschaffen.

Oberst. Wissen Sie wohl, daß ich einen Mann bei mir habe, der uns zur Konversation dienen wird? der oberösterreichische Pastor aus meinem Werbgezirke, welcher Geschäfte halber mit seiner Frau, und Kindern in Wien war, reiset mit mir nach seinem Posto zurück. Sie kennen ihn doch?

Pf. Ja, ich kenne ihn, er ist ein gelehrter, eifriger, und sehr redlicher Mann.

Oberst. Er spricht auch von Ihnen sehr lobwürdig, und glaubt sogar, daß, wenn alle Theologen so wie er, und Sie dächten, die beiden getrennten Kirchen vereinigt werden könnten.

Pf. Wenn aller Eigennutz beiseits gesetzet, und endlich zu Werke gegangen würde, wären die theologischen Hindernisse nicht unmöglich zu heben; allein die politischen Hindernisse sind, wenigstens noch zur Zeit, unübersteiglich. Ich meines Orts bin überzeugt, daß die Toleranz durch stuffenweise Aufklärung beider Partheien diesen Zweck leichter, und ruhiger erhalten werde. Aber wie verträgt sich die gnädige Frau Dero Gemahlin mit einem protestantischen Lehrer? Sie, eine Wienerin von zärtlichem Gewissen, Die ehehin vor dem Namen eines Protestantens schon gezittert hat?

Oberst.

Oberst. Seit der Toleranz in Oberösterreich hat sie kennen gelernet, daß die protestantischen Lehrer weder Hörner, noch Gaisfüsse haben. Mein Regimentspater, der ihr Gewissensrath ist, hat sie belehret, daß Christus der Mittelpunkt sete, in welchem sich die christliche Religion vereiniget, daß der Papst selbst mit diesem einzigen Mittelpunkt sich vereinigen, und in demselben mit den Protestanten zusammtreffen müsse. Nun haltet sie alles für Gut, was wider Christum, und seine Lehre nicht streitet, verharret unberückt auf ihrem katholischen Glauben, und läßt die Protestanten auch glauben, was ihnen wahr zu sein dünkt, ohne sie zu verdammen. Mit Ihnen, mein Herr Pfarrer, ist sie nicht allerdings zufrieden; Sie haben ihr durch Ihre dringende Vorstellung über die Halbguldenmesse, und Priestermiethe Grillen in dem Kopf gesetzet, welche Sie ihr nicht leicht heraus bringen werden.

Pf. Wie so Herr Oberster? Ich weis doch, daß Sie diese Piece überaus angerühmt, und andern Frauen empfohlen habe.

Oberst. Anfänglich machte sie freilich des Rühmens kein Ende, allein in Wien, wo sie sich Zeit des Lagers bei ihren Freunden aufhielt, haben ihr viele Geistlichen gesagt, und mit Gründen dargethan, daß Ihre Abhandlung wider die katholische Kirch, wider das reine Alterthum, ja wider Christum, und sein Evangelium streite. Ich muß bekennen, daß mir die Gründe, welche man sowohl zu Wien, als im Lager Ihrer Abhandlung entgegen gesetzet hat, wie unser Regimentspater, der doch ein gelehrter Mann ist, behauptet, unumstößlich scheinen. Der Regimentspater hat mir sie alle aufschreiben müssen, und ich habe sie aufbehalten um entweder Sie besser zu belehren, oder, wenn es doch mög-

lich ist, von Ihnen über diese Materie besser belehrt zu werden.

Pf. Mein Herr Oberster, ich sehe nicht, was für Einwürffe über diejenige, die ich mir selbst gemacht, und beantwortet hab, von einem ehrlichen Manne gemacht werden könnten. Ich bin begierig sie zu vernehmen, und im voraus versichert, daß ich sie aus dem Grunde vernichtigen werde.

Oberst. Das ist meines Erachtens zu viel gesagt. Wie können Sie im voraus versichert sein einen Feind zu schlagen, dessen Stärke, und Waffen Ihnen noch unbekannt sind?

Pf. Der Sieg ist allzeit auf Seite der Wahrheit. Wenn ich einmal eine Wahrheit erkenne — doch muß ich sie vorher von allen vier Seiten streng durchgrübeln, ob sie Wahrheit seie, oder nur scheine — wenn ich nun der Wahrheit gewis bin, alsdenn hab ich keine Einwürfe zu fürchten. Jeder Einwurf, den ich nicht vorgesehen hab, gibt mir die Beantwortung selbst in die Hande, an welcher er stranden muß. Derowegen verlieren unsere Religionswahrheiten durch alle mögliche Einwürfe nichts, sie gewinnen vielmehr dabei den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit: Derowegen sind auch alle Mirackel, alle Lehren verdächtig, welche die Prüfung scheuen, und keinen Widerspruch dulten wollen. Gotteswerke halten die strengeste Prüfung der Menschen aus, und sind nicht Gotteswerke, wenn sie selbe nicht aushalten.

Oberst. Aber Herr Pfarrer, so viele katholischen Geistlichen werden doch auch so gut, wie Sie prüfen können.

Pf. Die Eigennützigen ausgenommen! Und diese, werden gewis die geringere Zahl nicht ausmachen. Daß dieser Haufen es wider mich aufnehmen werde, hat die k. k. Realzeitung zu Wien in ihrer Rezension voraus verkündet. Dieser Mann heißt es im Stücke vom 18. Hornung 1783. wird sich so gewis den Haß des grossen von ihm gereizten Haufens, als die Bewunderung aller Freunde der Aufklärung zuziehen. Ich würde meinen Verstand verloren haben, wenn ich mir geschmeichelt hätte mit meiner Arbeit Ruhm, oder Dank bei jenen zu erwerben, deren Gehirn durch die Gewinnsucht wider alle Eindrücke der Wahrheit zu sehr gepanzert ist. Diese Gattung Leute sind der grosse Haufe, den ich gereitzet, deren Zettergeschrei ich vorgesehen hab, ehe ich noch die Feder angesetzet hatte. Ihre Verläumdung wider mich zeugen schon von ihrem verzweifelten Handel, uud ihre Einwürfe, wie sie immer beschafen sein mögen, werden den meinigen nur glänzender machen. Was ihren Haß gegen mich betrift, ist er mir sehr gleichgültig, zumalen ich es für kein Unglück ansehe, von dem grossen Haufen, über welchen die Aufklärung nur stuffenweis, langsam, und sehr spät aufgehen kann, eine zeitlang, sollte es auch ein halbes Jahrhundert nach meinem Tode sein, gehasset zu werden.

Oberst. Zu einer solchen Fühllosigkeit gehört viel Philosophie, und Religion.

Pf. So viel hab ich davon, als ich diesen Haß zu belachen nöthig habe. Der Haß wider mich ist in der That lächerlich. Ich bin ja der Verfasser der dringenden Vorstellung nicht; Don Guyard der gelehrte Benediktiner, oder besser zu sagen, Van Espen ist es, welchen Don Guyard nur ausgeschrieben, und in ein ordent-

deutliches System gebracht hat. Ich habe die Abhandlung nur aus dem Französischen übersetzet, und auf die österreichische Kirche angewendet. Warum hasset man dann mich, warum nicht Don Guyard, und Van Espen, deren ich nur das Werkzeug bin?

Oberst. Französisch, und lateinisch verstehen die wenigsten Leute, welche Messen zahlen; in diesen Sprachen hat die Abhandlung keinen Schaden gestiftet: Aber die deutsche Uebersetzung hat Schaden verursachet. Was hat Sie wohl bewogen eine so gemeinschädliche Abhandlung aus fremden Sprachen zu übersetzen, und dem frommen Volke die Andacht zu verwirren?

Pf. Meine Bewegursachen, die ich auf dem Titelblat, und in der Vorrede redlich angezeigt hab, waren keine andere, als den geistlichen Wechslern ihre Wechselbänke umzustossen, das verblendete Volk aufzuklären, ihm einen höheren Begriff von dem Meßopfer beizubringen, und zu zeigen, daß das Geld kein Mittel sei des allgemeinen Kreutzes Opfers theilhaftig zu werden. Eifer für meine zu sehr angefochtene Kirche, Liebe für die allerschönste Religion, Bedauern des geplagten katholischen Volkes, siegender Muth unser heiliges Opfer zu vertheidigen, tödliche Abneigung gegen die geistlichen Wechselbänke, Begierde die Absichten unsers grösten Monarchens in einem sehr wichtigen Stücke nach meinen wenigen Kräften befördern zu helfen — dies waren meine Beweggründe meinem werthen Vaterlande durch eine deutsche Uebersetzung die verpickte Augen zu öfnen.

Oberst. In Wien haben Ihnen die Leute eine ganz andere Absicht, nemlich die heilige Messe gänzlich abzubringen zugemuthet. " Die Messe, sagten sie, wird " bei diesen kritischen Zeiten auf das neue durchforschet. " Sie ist eines der grösten Geheimnisse, und eben

" da-

„ darum die beste Materie für eine verwegene Kritick:
„ Weil in dem Nebel, in der Dunkelheit des Geheim-
„ nisses weder Betrug, weder der volle Glanz der
„ Wahrheit erscheinen.„

Pf. Dies ist ja eine offenbare Lüge, daß meine Kritick die Messe selbst durchforsche. In meiner Uebersetzung S. 154 stehet der Glaubensartickel von der Messe mit diesen deutlichen Worten ausgedrückt: Es ist gewis, und unstreitig, daß das Opfer, und der höchste Priester bei dem Altare, wie an dem Kreuze, der nemliche Jesus Christus, daß das Altar — so wie das Kreuzopfer von einem unendlichen Werthe sei. Dies ist der Grundartickel von der Wesenheit der Messe, welchen das Konzilium zu Trient entschieden, und vorgetragen hat. 1.) Nach dieser Entscheidung hab ich die Messe, als die Fortsetzung des Kreuzopfers förmlich gelehrt, und allen Katholicken empfohlen. Der protestantische Rezensent zu Nürnberg selbst hat meiner orthodoxen Lehre dieses Zeugniß gegeben. Nur daß dem Messezahler vermög des Zahlen eine eigenthumliche, besondere Frucht von den Messen zustehe, auf welche andere Christen, die nicht bezahlen, kein Recht hätten, nur dieser niederträchtige, von der Habsucht ersonnene Gedanken ist es, welchen ich bestritten, und für eine ärgerliche Täuschung der leichtgläubigen Andacht erkläret habe. Meine Kritik hat sich demnach nicht über die heilige Messe, sondern blos über das Messegeld gewaget. Wider die Miethmesse, nicht wider die Messe (wovor mich Gott bewahre) hab ich geschrieben. Sollte sich ein Phantast hervor thun, wel-

1) Trident. Sess. 22, C. 2.

welcher Messen, und Miethmessen für ein Ding ausgäbe, der müste auch zugeben, daß der Pfingstkönig, und der König einerlei seien. Die zweite Lüge, mit welcher man den Pöbel täuscht, ist das Vorgeben, die Messe sei ein Geheimniß, dessen Glanz man im Nebel, und in Dunkelheit nicht wohl sehen könne: Das Wort Geheimniß bezeichnet in der Religionssprache verborgene Dinge, welche kein Mensch durch die Kräften der Natur erforschen, sondern allein durch göttliche Offenbarung wissen kann. Was wir einmal durch Gottes Offenbarung wissen, ist für uns gar kein Geheimniß, oder es ist es nur für die fürwitzigen Sinnen, welche lüstern genug sind die Art, oder die Möglichkeit desselben zu ergründen. Daher wenn die heiligen Väter die Messe ein heiliges Geheimniß nennen, reden sie nur von der verborgenen Art, und Wirkung derselben, wie von den Sakramenten, nicht von dem Messeopfer selbst. So ist, wie Paulus lehrt 1), das gröste Geheimniß der Menschwerdung Christi, welches von allen Jahrhunderten her allen Menschen verborgen war, uns geoffenbaret worden. Die Art der Menschwerdung eines Gottes bleibt unseren Sinnen ein Geheimniß, bis in jener Welt unserm Verstande der Vorhang aufgezogen wird; doch die Menschwerdung selbst ist für uns kein Geheimniß mehr, welches im Nebel, und in der Dunkelheit nicht gesehen, erkennet, und begriffen werden könnte. Ein Geheimniß bleibt es nur jenen Völkern, welche der Offenbarung freiwillig, oder unschuldig entbehren, nicht aber uns Christen, die wir durch Gottes Wort aufgeklärt nach Lehre Pauli. 2) Den Geist, der aus Gott ist empfangen haben, daß wir

wis=

1) Kolos. 1.
2) 1. Kor. 2, 12.

wissen, was uns von Gott ist gegeben worden. Eben diese Beschaffenheit hat es mit der heiligen Messe. Dieses Opfer ist durch die alten Opfer der Israeliten vorbedeutet, und durch die Propheten vorgezeichnet worden, da war es ein Geheimniß im Nebel, Schatten, und Dunkelheit eingehüllet; Nachdem es aber in neuem Bunde durch Christum, durch die Schrift, und durch eine ursprüngliche, allgemeine, immerwährende, und ununterbrochene Ubung und Lehre der christlichen Kirche uns geoffenbaret worden, ist es für uns kein Geheimniß mehr. Durch diese Offenbarung wissen wir, daß die Messe ein Opfer ist, wir wissen wer das Opfer, wer der Priester ist, wir wissen die Wirkung, und die Art desselben theilhaftig zu werden, wir wissen, daß die siegende, die streitende, und die leidende Kirch überhaupt, und sonderheitlich nach ihren verschiedenen Verhältnissen daran Theil nehmen. Mit was ausgeschämter Stirne getraut man sich zu behaupten, die Messe seie ein nebelhaftes Geheimniß für die Christen, wie für Menschen ohne Offenbarung? Heiden, und Katechumenen ist sie freilich ein Geheimniß, die Kirche selbst verbirgt es vor ihren Augen, aber sind denn wir noch Heiden, oder ewige Katechumenen? Befihlt die Kirche darum die Auslegung der Messe, damit sie uns ewig Dunkelheit, und Nebel bleiben soll, um den Betrug, und den Glanz niemal unterscheiden zu können? Die Herren Miethmessetheologen sind gezwungen Dunkelheit und Nebel über die Messe selbst auszustreuen, um in der Dunkelheit fischen zu können. Die Absichten solcher Volkslehrer, welche das Licht verhindern, und Dunkelheiten hinstreuen, wo es schon helle ist, sind aus der Psichologia untrüglich zu bestimmen. Aufgeklärten Christen sind die Schattenbilder verschwunden,

das neue Opfer strahlet ihnen im Lichte, und sie finden bei der Messe kein anderes Geheimniß, keine Dunkelheit, keinen Nebel, als nur jene besondere Frucht derselben, welche sich durch baares Geld erwerben läßt.

Oberst. "Man hat doch von jeher, wie Sie in ihrer „ Abhandlung selbst gestanden haben, bei, und wegen „ der Messe Brod, Wein, Mehl, Wachs u. d. gl. ge„ opfert, wovon ein Theil zum Unterhalt der Priester „ bestimmet war. Hat man nun den Priestern, wel„ che ihren Theil davon bezohen, nicht vorwerfen kön„ nen, daß sie Gewerb, und Handlung mit heiligen „ Dingen trieben, wie haben sie denn die heutigen „ Priester, welche das Stipendium zu ihrem Unterhalt „ annemmen, der Handelschaft im Tempel beschuldigen „ können? „ Dieser schandhafte Vorwurf war, wie man sagte, zu beleidigend für die unschuldige Priesterschaft.

Pf. Haben denn die Priester der ersten Kirche eine Stipulation, oder einen stillen Vertrag gemacht, für das Opfer einen besondern Fruchttheil der Messe hinzugeben? Sie nahmen es als Allmosen zu ihrem Unterhalt an, welchen ihnen die Gläubigen auf was immer für eine Art zu reichen schuldig waren, unter keiner andern Pflicht, als ihr Priesteramt durch die Seelsorge, und dankbare Gebete bei der Messe umsonst, und unentgeltlich vollziehen zu können. Das thun doch die heutigen Priester nicht. Reichlich bepfründete Domherrn, Dechante, Pfarrer und gestiftete Klostergeistlichen nemmen, eben so wie die Arme, den halben Gulden nicht als Allmosen, sondern als eine Taxe für die besondere Frucht der Messe an. Ist dies keine Handelschaft? Alle unsre Theologen überhaupt behaupten, daß dem Messezahler ein besonderer Fruchttheil der

Mes-

Messe von rechtswegen, ex justitia zustehe, und daß der Priester, welcher die Intention des Zahlers nicht erfüllet; das Stipendium von rechtswegen ex justitia zurückzustellen verbunden sei. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller Rechtsgelehrten in der ganzen Welt, ob eine Stipulation, welche wechselweise Verbindungen enthält, sich auf das Recht gründet, und dem nicht erfüllenden Theile die Rückstellung als eine Rechtspflicht aufbürdet; kein Vertrag, oder Kontrakt sind. Wird aber über die Messe ein Kontrakt gemacht, wie werden die Rechtsgelehrten den Kontrakt nennen? Wenn sie so viele Mässigung, wie ich, besitzen, werden sie ihn, das gar zu entehrende Wort eines Kaufhandels zu vermeiden, durch das mildere Wort der Handelschaft ausdrücken. Ein anderes ist, mein Herr Oberster, was man zu, und wegen der Messe opfert; ein anderes ist das Stipendium, durch welches man einen besonderen Theil der Messefrucht durch Kontrakt, und von rechtswegen erhandeln will. Ich erkläre ihnen diese Verschiedenheit durch eine sehr übliche Gewohnheit, welche annoch bestehet. Bei Leichbegängnissen ist es gewöhnlich, daß die gesungene Seelmesse für dem Verstorbenen auf dem Lande mit einem Gulden bezahlt werde, und daß dessen Freunde, und Leichengäste unter dem Traueramte zum Opfer gehen. Finden Sie hier das Guldenstipendium, und das Opfer von einerlei Beschaffenheit, von einerlei rechtlichen, oder geistlichen Wirkung? Nach der Rechnung der Miethlinge, welche die Frucht auf die Zahlung gründen, müste der Tode eine guldenwerthe, der Opfernde aber nur eine kreutzerwerthe Messefrucht erhalten. Aus dieser annoch bestehenden Gewohnheit sehen Sie klar, was Opfer, was Stipendium sei. Das Opfer ist alt, das Stipendium neu.

Das Opfer ist freiwilliges Allmosen, das Stipendium steht einem Kaufschilling so gleich, als einem Ei das andere: Die Leichengäste opfern, zu, und wegen der Messe, der Stipendiumreicher zahlt den Priester für die Messe. Dies ist der Aufschluß der Zweideutigkeit, womit die Miethlinge den Begriff von Stipendium, und Opfer geflissentlich verwirren. Freilich wohl hat man von jeher Brod, Mehl, Wachs, Oel u. d. gl. zu, und wegen der Messe, auch zum Unterhalt des unbefründeten Priesters geopfert, ob man aber für die Messe, für die Specialfrucht geopfert habe, dies ist in der Frage. Wer diese Frage bejahet, dem liegt es auf seinem Gewissen zur Belehrung des christlichen Volks den Beweis zu führen, daß man von der jetzt so geläufigen Specialfrucht des Zahlers im Alterthume etwas gewust, und für dieselbe entweder geopfert, oder bezahlt habe. Der arme Priester kann zwar das Stipendium zu seinem unentbehrlichen Unterhalt annemmen, ohne ein Verkäufer in dem Tempel zu sein: wofern er aber sich verbindlich macht dem Zahler für sein Geld eine Specialfrucht der Messe zuzuwenden, so macht er einen rechtlichen Vertrag, und wird nicht nur ein wahrer Verkäufer in dem Tempel, sondern er wird dadurch, daß er etwas verspricht, was nicht in seiner Gewalt stehet, noch etwas anders, was ich mich schäme zu nennen.

Oberst. Ihre Erklärungen Herr Pfarrer sind so deutlich, und so redlich, daß ich den Verdacht bereue, welchen ich bei der ersten Uberraschung auf Sie geworfen hab. Ich bin überzeugt, daß sich Ihre Kritik nicht über die Messe, sondern über die Miethe derselben gewaget, und mit allem Rechte gewaget habe; ich erkenne, daß das Messeopfer für uns Christen kein dunkles,

les, kein nebelhaftes Geheimniß, sondern Licht, und glänzende Wahrheit sei; und endlich begreiffe ich auch den Unterschied zwischen Opfergaben, und Stipendium. Alles, was Sie gesagt haben, werde ich heute noch, damit ich nichts vergesse, meiner Frau erzählen. Heute noch muß sie mir das vorige Vertrauen auf Ihre Lehre bekommen, und den Pfingstkönig von dem König unterscheiden lernen. Aber die Geistlichen — die Geistlichen sollten mehr Gewissen haben, als Ihre Lehre für falsch, und Sie für einen Verführer auszuschreien. Die Dummheit, und der Eigennutz führen diese Leute am Seile herum.

Pf. Was in der Welt könnte mich verleiten einen öffentlichen Verführer abzugeben? Nachdem ich volle 35 Jahre das Evangelium, und die katholische Religion mit Seegen geprediget hab, wie soll ich jetzt, da ich nahe an der Pforte der Ewigkeit stehe, zum Mameluken, zum Verführer werden! Eigennützige, gewinnsichtige Priester, elende Schwätztheologen, die ihre Tage beim Glas Wein, bei Mahlzeiten, lustigen Gesellschaften, bei Karten- und Kegelspiele hingeschleudert haben, sollen mich, der ich zum Seelenheil meiner Pfarrkinder nicht mit dem gewöhnlichen Schlender zufrieden, alle meine Tage, und sehr viele Nächte einsam aufgeopfert hab, für einen Verführer erklären! Wie wünschte ich, daß alle meine Landesleute jetzt, da das Licht hinter den Metzen hervor gezohen wird, dem Lichte ihre Augen eröfneten, um nicht mehr durch fremde Brillen, sondern durch eigene Augen ihre Lehrer zu besichtigen, und die wahren Propheten von den falschen zu unterscheiden. Man hat ihnen immer nur die Lehrer auswärtiger Kommunionen als falsche Propheten geschildert, um ihnen das Mistrauen auf die falsche Pro-

pheten, welche mitten im Schooſe der römiſchkatholi-ſchen Kirch ſich aufhalten, zu benemmen. Man hat ſie glauben gemacht, ein Mann aus dem Prieſterſtamme Aarons könne ſie nicht verführen. Es iſt eben keine ſo groſſe Kunſt die katholiſchen Prohpheten von einander zu unterſcheiden, wenn man nur, wie der Heiland erinnert, ihre Früchte bemerken will. Geldſucht, und Herrſchſucht ſind nach Lehre des heil. Auguſtins die Früchte, die untrüglichen Kennzeichen falſcher Propheten im Schooſe der Kirche. Alle Lehren, alle Andachten, alle Schriften, alle Verordnungen, welche entweder gerade, oder durch künſtlich gebahnte Umwege am Ende zum zeitlichen Gewinn, oder zur Herrſchaft der Geiſtlichen, ſie ſeien Päpſte, Biſchöfe, Pfarrer oder Mönche, hinführen, müſſen vernünftigen Chriſten nicht nur verdächtig, ſondern auf der Stelle verächtlich, und verwerflich, ihre Lehrer aber falſche Propheten, und Irrwiſche ſein. Biſchöfen und Prieſtern gebühret nach Chriſti, und Pauli Lehre, wie den Soldaten, wie dem Weinhauer, wie dem dreſchenden Ochſen ihr Unterhalt, das iſt, mäſſige Koſt, nöthige Kleidung, und Wohnung; es gebühret ihnen Ehre, Hochachtung, und Gehorſam nicht als Herren, ſondern als geiſtlichen Dienern der Gemeinde; Wenn ſie über ihren mäſſigen Unterhalt zeitlichen Vortheilen nachſtreben, im geiſtlichen Stande reicher ſein wollen, als ſie es im weltlichen waren, wenn ſie, wie Paulus ſagt, die Gottſeligkeit zum Gewinne machen, wenn ſie über die Gemeinde herrſchen, ſich über den Dienerſtand aufſchwingen, ſich nach Fürſtenart des Worts befehlen, oder gnädigſt befehlen gebrauchen, alsdenn iſt aus ihren Früchten ihr Karakter nicht mehr zu miskennen. Ich wage es, mein Herr Oberſter, Ihnen bei dieſer Gelegenheit zwi-

schen vier Augen etwas zu vertrauen, was mir schon lang auf dem Herze liegt. Sagen Sie mir zur Gnade, ob Sie sich der Antwort noch erinnern, die man auf die Frage, wer ist ein katholischer Christ? nach Anweisung des Katechismus zu geben pflegt?

Oberst. Ich höre sie ja oft genug bei der Unterweisung meiner Kinder: Der ist ein katholischer Christ, welcher alles glaubt, was die katholische Kirch zu glauben befiehlt, es sei eben in der Bibel geschrieben oder nicht.

Pf. Diese Antwort hat der einfältige Katechismusdrechsler, ein Jesuit auf das Papier hingeschmiert, und alle folgende Katechismusmacher haben sie ihm ohne Untersuchung getreulich nachgeschmiert.

Oberst. Halten Sie diese Antwort nicht für gut?

Pf. Ich bin ein alter, geübter Katechet, der 28 volle Jahre mit Uberlegung katechisirt hat, ein Mann vom Handwerk, dem in dieser Sache eine Stimme gebühret. Die Antwort ist einerseits unvollständig, und anderer Seits falsch. Unvollständig ist sie, weil sie nur jenen für einen Katholicken erklärt, welcher glaubt, da doch der Glaub nur der Anfang des Heils, nur die Grundfeste ist, auf welche das Gebäude des Christenthums aufzuführen ist. Mit dem wahrhaftesten Glaub kann man ein Maulchrist sein. Falsch ist die Antwort, weil sie als gewis voraussetzet, daß die Kirche den Gewalt habe, den Glauben nach ihrer Willkühr zu befehlen. Gehorsam kann aus Befehlen entstehen, aber Glaub kann nicht anderst als aus überzeugender Lehre entstehen. Nach der Theologie bezieht sich der Glaub auf die Offenbarung Gottes durch Jesum; nach dem Katechismus bezieht er sich auf die Befehle der Kirche, unter welcher noch dazu gemeiniglich Rom als

die Universalkirch begriffen wird. Erlauben Sie mir zu fragen, ob ein oberösterreichischer Insaß, welchen ich fragte, wer ist ein oberösterreichischer Patriot? mir antworten dürfte: derjenige ist ein guter Patriot welcher alles glaubt, oder thut, was der Landeshauptmann zu glauben, und zu thun befiehlt? Diese Antwort passete für keinen Unterthan, wie würde sie erst für den Landeshauptmann selbst passen?

Oberst. Meines Erachtens müste die Antwort so ausfallen: Der ist ein guter Patriot, der alles thut, was der Landesfürst zu thun befiehlt. Diese Antwort passete für den Unterthan, und für den Landeshauptmann.

Pf. Eben so solle die Antwort in dem Katechismus gestellet sein. Da Christus seine Apostel aussandte, sprach er, gehet hin, und lehret alle Völker zu halten, was ich euch befohlen hab. Nach dieser Regel hat Christus zu befehlen, und die Kirche seine Befehle vorzutragen, denn Christus sagte nicht: Gehet hin, und befehlet, was ich euch gelehret habe, sondern umgekehrt, lehret was ich euch befohlen hab.

Oberst. Sie haben recht Herr Pfarrer, diesen Schnitzer hab ich selbst noch niemal bemerket. Wie glauben Sie also, daß ein katholischer Christ bestimmet werden solle?

Pf. Der ist ein katholischer Christ, welcher alles glaubt, und thut, was Christus seinen Aposteln zu lehren befohlen hat. Diese Beschreibung ist schriftmässig, wahr und sicher. Sie allein wär der Grund alle christliche Religionen zu vereinigen, gleichwie jene des Katechismus der Grund einer ewigen Trennung ist. Der fehlerhafte Zirkel, ich glaube Jesu Christo, weil mirs die Kirche sagt, und ich glaube der Kirche weil mirs Jesus Christus sagt, wurde der Vernunft keine Gewalt mehr anthun.

Oberst.

Oberst. Diese Beschreibung eines Katholicken werde ich durch den Informator meinen Kindern beibringen lassen; damit werden sie, wenn sie einmal in die Welt kommen, gegen andere christliche Kommunionen tolerant, und von der Ketzermacherei weit entfernet bleiben. Nun gute Nacht lieber Herr Pfarrer, ich werde heut mit meiner Famille bald zu Bette gehen um von der Reise auszuraften: muß auch noch die Disposition zur morgigen Jagd machen. Morgen Abends sehe ich Sie wieder, Adieu.

Pf. Es wird mir zu sonderbarer Ehre gereichen. Gott segne Ihre, und Ihrer Famile nächtliche Ruhe.

Zweiter Abend.

Der Oberste, Pastor und Pfarrer.

Oberster.

Ihr Diener Herr Pfarrer, hier bringe ich Ihren Kollege, den Herrn Pastor mit mir.

Pastor. Darf ich wohl herein in Ihren katholischen Pfarrhof, ich armer Ketzer?

Pfarrer. Kommen Sie nur immer herein, und lassen Sie sich umarmen rechtschaffener Mann, bester Freund! Wegen der Verketzerung hat es gute Wege. Ich halte Sie für keinen Ketzer, aus Furcht Sie möchten sich des Repressalienrechts gegen mich bedienen.

Oberst.

Oberst. Und Sie auch für einen Ketzer halten?

Past. Dazu hätte ich so wenig Grund gegen Sie, als Sie gegen mich haben.

Oberst. Ist also unter euch zwei Herrn keiner ein Ketzer, oder seit ihr es einer dem andern?

Pf. Nach Lehre unsers katholischen Salvians hat der Herr Pastor eben so viel Recht mich, als ich ihn für einen Ketzer zu halten. Wissentlich, sagt Salvian, ist keiner ein Ketzer. Die unter uns Ketzer sind, sind es unter den Ihrigen nicht. Sie halten sich selbst so gewis für Katholicken, daß sie uns den Ketzernahm an den Hals werfen. Was sie uns sind, dies sind wir ihnen. Irren sie schon, so irren sie doch aus gutem Gemüthe, nicht aus einem Hasse, sondern aus Neigung zu Gott, welchen sie zu ehren, und zu lieben glauben.

Oberst. Nach dieser Regel hätte keine Parthei ein Recht, oder sie hätten jede ein gleiches die andere zu verketzern. Woher kömmt es denn, daß eine Menge katholischer Geistlichen beständig mit Ketzerei um sich werffen, und die Protestanten für verdammte Ketzer erklären?

Pf. Wer bei uns dem altgewöhnlichen Schulsystem folget, der findet Ketzer ohne Ende. Wenn der Papst einen Lehrsatz verdammt, so darf man nur den Gegensatz behaupten um Ketzer zu werden; wenn Sie sagen, die Ordensstände sind der Kirche überlästig, oder gar schädlich, so sind Sie schon ein Ketzer.

Oberst. Das ist doch nicht möglich, denn ich widerstrebte ja durch derlei Assertionen keinem geoffenbarten Glaubensartickel.

Pf. Davor lassen Sie nur die Theologen sorgen, diese werden Ihnen schon beweisen, daß Sie der Untrüglichkeit der Kirche, welche jenen Lehrsatz verdammet, und die Ordensstände gutgeheissen, folglich einem geoffenbarten Glaubensartickel widersprechen. Ketzermachen ist einmal ihr Handwerk. Zum Glück theilen diese gute Herrn die Ketzer in materielle und formelle ein; die materiellen, sagen sie, sind jene, welche in einem unschuldigen, nicht freiwilligen Irrthum stecken, und diese werden, wenn es nicht wegen ihren Sünden geschieht, des Irrglaubens halber nicht verdammt. Die formellen, und wahren Ketzer hingegen werden in dem Kirchenrechte 1) jene genannt, welche in der Absicht zeitliche Güter zu erlangen, besonders aus Ruhmgierde, und Herrschsucht falsche, und neue Meinungen erfinden, oder halten. Die Schultheologen fordern von einem wirklichen Ketzer noch folgende häßliche Eigenschaften: Erstlich, daß er in der Glaubenslehre irre, zweitens, daß er seinen Irrthum erkenne, drittens, daß er auf dem Irrthume halsstärrig beharre, und sich davon nicht überzeugen lasse. Wenn der Ketzer so häßlich aussehen muß, wie er hier geschildert wird, so seid Ihr Herrn Protestanten, und Sie Herr Pastor nur materielle, unschuldige, so viel als gar keine Ketzer, und dies aus dem Kirchenrecht, und aus der Theologie. Ich beruffe mich auf alle Philosophen aller Gattungen, ob ein freiwilliger Irrthum in der Natur des Menschens möglich seie? Ob es einem vernünftigen Menschen möglich seie, auf dem Irrthume den er für Irrthum erkennet, oder nur daran zweifelt, halstärrig zu beharren, da doch die Vernunft nichts so

sehr

1) C. Haereticus 28, qu. 3.

sehr als den Irrthum fliehet? Ob es der Natur der Vernunft möglich sei der Uberzeugung zu widerstehen? Und endlich ob ein Protestant besonders ein Lehrer der erkannten Wahrheit wenigsten äusserlich widerspre-chen könnte, in der Absicht seinen Ehrgeitz, und seine Herrschsucht zu befriedigen, zumalen diese Absichten in der protestantischen Kirche gar nicht, wohl aber in der katholischen erreichbar sind. Wollte ich nun gegen-wärtigen Herrn Pastor nach den angeführten Gründen für einen Ketzer halten, so müste ich meine eigene Ver-nunft abschwören, ich müste seiner bekannten Gelehr-samkeit, seiner Industrie, seiner Rechtschaffenheit frei-willigen und halsstärrigen Irrthum, seiner berühmten Redlichkeit arglistige und unerreichbare Absichten auf-bürden. Einen so ungegründeten, und offenbar fal-schen Verdacht verbietet mir zum Uberfluß die christ-liche Liebe, mithin nöthigen mich Vernunft, und Chri-stenthum ihn für keinen Ketzer zu halten.

Oberst. Wollte Gott, alle Priester in den k. k. Erb-landen hätten bei der allgemeinen Toleranz eben diese Grundsätze! Wenigstens ist es doch so weit gekommen, daß die Geistlichen den Protestanten den etwas gelin-dern Nahm ihrer irrender Brüder beilegen.

Pf. Auch dieser Nahm ist anstössig, und beleidi-gend. Die französische Kirch, welche doch orthodox genug ist, hat in ihrer allgemeinen Versammlung vom Jahre 1682, die kalvinische Konfessionsverwandten glattweg Brüder genannt. Es seie mit euch, heißt es in dem Edickt der Bischöfe, beschaffen wie es im-mer wolle, ihr möcht wollen, oder nicht wollen, so seit ihr unsre Brüder, welche dereinstens der einzige allgemeine himmlische Vater zu seinen Kin-dern angenommen, und die Kirch, die einzige Mut-

ter zur Hofnung des väterlichen Erbtheils erzogen hat. 1)

Past. Bester Freund, wie würden Sie ihre vernünftige, und redliche Gesinnungen reuen, wenn der Kaiser die Toleranz abermal aufhebe, wie sie der König in Frankreich Ludwig XIV. aufgehoben hat?

Pf. Das haben Sie von dem Kaiser nicht zu förchten.

Past. Hat es Ludwig XIV. thun können, warum könnte es der Kaiser nicht thun?

Pf. In Frankreich haben sich unter Heinrich IV. die Protestanten mit Gewalt der Waffen eingedrungen. Seinem Königreiche Blut, und Verheerungen zu ersparen hat Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes die Toleranz eingeführet, und aus der Geschichte ist unläugbar, daß sie für eine blosse Gnadentoleranz angesehen worden ist. Ob man den Protestanten die Gnadentoleranz zu weit ausgedehnet zu haben, mit Recht, oder mit Unrecht vorgeworfen habe, gehört nicht mehr zur Sache; Ludwig hatte auch ohne Schuld der Protestanten Ursache genug eine Gnade aufzuheben, sobald sie seinen Staaten zum Nachtheil gereichte. Die Toleranz des Kaisers hat ganz festere Bewegursachen; Ihr Herrn habt euch ja nicht mit Gewalt eingedrungen, die kaiserliche Toleranz gründet sich weder auf Zwang, noch Gnade, sondern auf die Gewissensfreiheit, und auf den unwandelbaren Vortheil der Staaten. Diese Gründe entstehen aus der Natur selbst, und sind unveränderlich. Nach dem traurigen Beispiele Frankreichs, welches durch den Gewissenszwang, und die Aufhebung der Toleranz eine unheilbare Wunde em-

1) Recueil des actes du Clergè. Tom. 1. p. 7.

empfangen hat, wird weder der Kaiser, noch ein anderer Monarch durch Rom, und dessen Emissarien sich bereden lassen, daß die Toleranz den zeitlichen Vortheilen seiner Staaten hinderlich, oder schädlich seie. Die protestantischen Fürsten würden mit einer so unklugen Aufhebung sehr wohl zufrieden, und klug genug sein an ihren tolerirten katholischen Unterthanen keine Repressalien auszuüben.

Oberst. Ob etwas dem Staate vortheilhaft, oder nachtheilig seie, das geht die Geistlichen nichts an, sie verstehen auch nichts davon; ihre Pflicht ist das Wort Gottes rein, und lauter vorzutragen, zu überzeugen, und wenn sie das nicht können, den Irrenden gute Beispiele zu geben, und für sie zu bethen. Haben Sie Herr Pfarrer auch Luteraner in ihrer Pfarre?

Pf. Die Antwort, welche der hiesige Pfleger der rechtschaffene Mann, einem Geistlichen zu Wien gab, welcher vermuthlich angestiftet war, eben diese Frage zu meinem Nachtheile zu thun, eben diese gib ich Ihnen auch. Wehe dem, schrieb er nach Wien, der zu Sindelburg einen Luteraner sucht! Nicht einen einzigen hab ich in meiner Pfarre, welcher die mindeste Neigung bezeigte zur protestantischen Kirche zu übertretten. Ich habe weit mehr Mühe die mönchische Andächtelei auszurotten, als meine Leute vom Luterthume abzuhalten.

Oberst. Sie sind doch schon 27 Jahre auf ihrer Pfarrei, da hätten Sie doch die Möncherei längst vertilgen können.

Pf. Meine Pfarrei war zu Zeiten der Reformation fast ganz luterisch. Ein evangelischer Pastor, ehemaliger Priester des Bisthums Gurk, Namens Balthasar

Gröb-

Gröblacher, verwaltete mit zwei Diakonen Balthasar Schram nachmahligen Pastor zu Richdorf, und Hieronymus Schütz (Sagittarius) einem Vogtländer, welcher zu Wien vom M. Opitius ordinirt war, die Pfarre Sindelburg vom Jahre 1570. bis den 25ten Weinmonat 1580. Er vermählte seine Schwester Ludovika an Michel Lengfelder Abten zu Seittenstetten, welcher als Pastor nach Kirchberg am Wagram angestellet wurde. Gröblacher liegt in meiner Pfarrkirche begraben unter einem Marmorstein; welcher folgende Grabschrift enthält:

Balthasar in tumulo recubat Gröblachius isto,
Quem eripuit mundo mors inopina virum,
Ille pius verè, fidus quoque pastor in annos
Denos docuit dogmata pura Dei.
Ergo ubi nunc placidô clausit sua lumina fatô
In Christo tandem sic requiescit ovans.
Obiit anno Domini MDLXXX, 25. Octobris.

1580.

Nach seinem Tode folgten abermal katholische Seelsorger, welche das Luterthum durch den weltlichen Arm hinausschaften, und dagegen das mönchische Christenthum einführten. Als ich im Jahre 1757. die Pfarre antratt, fand ich eine sehr andächtige Gemeinde, deren Andacht darinn bestand, daß sie auf Abläße, und privilegirte Altäre verpikt war, mehr Messen bezahlte als ich, und meine zween Gesellpriester lesen konnten, Seelenerscheinungen zur Erbauung einander erzählte, das Fegfeuer zum Ziel ihrer Gebette machte, wider den Teufel, und die Hexen sich, und ihr Vieh durch heilige Mittel bewahrte, den Bruderschaften eifrig nachlief, die Heiligen, besonders die Mutter Gottes für ihre Seeligmacher ansah, und alle Sonn- und Feiertäge

auf Wallfahrten auswanderte. Ich erschrack, als ich einen hiesigen alten Kaplan, an welchem das Volk hieng, von den Erscheinungen, nnd Peinen des Fegfeuers das erstemal predigen hörte; meine gelinde Erinnerung künftighin nichts mehr ohne evangelischen Gründen zu predigen fruchtete so wenig, daß er am nächstfolgenden Frauenfest durch die elendeste Träumereien erwies, kein Mensch könne ohne Maria seelig, und kein Verehrer derselben könne verdammt werden; ihr Will sei wie der Will Gottes allmächtig, nur mit dem Unterschied, daß ihn Gott durch sein Machtwort, sie aber durch ihr Bittwort ausführe. Ja was noch mehr war, warnete er das Volk auf seiner Lehre fest zu beharren, und neuen Lehren, die jetzt aufkämen, nicht zu trauen. Ich glaubte freie Hande zu bekommen, und das Volk zu gewinnen, wenn dieser Kaplan befördert wurde, allein ich irrte mich, denn das Volk lief ihm acht, oder zehen Meile Wegs nach Oberösterreich in die sogenannte Scharten nach seine Predigen zu hören, und ihm zu beichten.

Oberst. War dieser Mann jemals in der Scharten?

Pf. Ja, sieben Jahre war er da Administrator. Wundern Sie sich jetzt nicht Herr Oberster, daß der schönste, der beste Strich Landes, so bald er Luft bekam, vom Schoose der katholischen Kirche ausgetretten sele, wo so ein Mann Administrator war, der in seinem Leben kein anderes Buch in der Hande hatte, als die Moral des Busenbaums, und dessen zweiten Tomus, die Trappulterkarte. Ich bedauerte zwar das arme Landvolk in der Schartnergegend, muste aber in meiner Pfarr mit der äussersten Behutsamkeit zu Werke gehen, das Volk glimpflich, und unvermerkt von der Andächtelei auf das innerliche, wahre Christenthum

zu

zu leiten. Die Misbräuche gerade zu anzustreiten würde eine für mich schädliche, und ganz vergebliche Bestrebung gewesen sein. Ich schwieg also gänzlich davon, predigte einige Jahre das alte, und neue Testament blos historisch mit Anwendungen auf das Herz, suchte ein und andere gutgesinnte Häuser durch verträuliche Gespräche aufzuklären, und bearbeitete die Jugend in der Kirch, und in der Schule. Meine Arbeit gelang mir in wenig Jahren so ziemlich, die Andächtelei kam durch mein Schweigen bei vielen in die Vergessenheit, bei vielen in eine Geringschätzung, und ich würde sie in wenig Jahren gänzlich getilget haben, wenn mir nicht andere Hinderniße in den Weg gekommen wären. Und nur von einer gewissen Zeit an kann ich erst sagen, daß ich frei, und mit vielen Fortgang gearbeitet habe. Meine alten Pfarrkinder sind mehrentheil gestorben, andere haben die Andächtelei vergessen, und ein grosser Theil besteht aus Personen, welche ich von Jugend auf katechisirt habe. Freilich fehlt meiner Pfarr noch sehr viel von der Vollkommenheit, die aber doch in dieser Welt nirgends zu erwarten ist. Man muß immer zufrieden sein, wenn der gröste Theil, besonders wenn der Hausfus gut ist. Wenigstens ist nicht einer so bös, der das Wort Gottes nicht mit Freuden hörte, und das Evangelium über alle Menschenlehren schätzte. Was mich am meisten erfreuet ist die allgemeine Begierde nach Noailles, und Seipts Bethbüchern, wovon viele Stücke in den Häusern sind. Einige haben auch Bibeln, und schauen nach der Predig hinein, ob ich die Texte redlich angeführet habe. Dies ist eine sehr gute Anlage, worauf dereinstens mein Nachfolger, wenn das Bibellesen allgemeiner

sein wird, ein reines, schönes Christenthum wird erbauen können.

Past. Ich wünsche Ihnen ein langes Leben, um die Früchte, welche sie gesäet haben, selbst einärndten zu können. Sollten Sie aber vor mir sterben, so wünschte ich ihr Nachfolger zu sein; hier fände ich ein gut bearbeitetes Erdreich, welches ich auf meiner Pfarre in Oberösterreich nicht gefunden hab.

Pf. Mein Freund, dies wünschte ich nicht, so sehr ich Sie auch liebe, ausser Sie würden vorher katholisch, und empfiengen die Ordination von dem Bischofe. Sie schicken sich für meine Pfarre so wenig für einen Prediger, als ich für die Ihrige.

Ober. Warum nicht? Ihr zwei Herrn haltet ja keiner den andern für einen Ketzer, mithin könntet ihr ja einer in des andern Platz eintretten.

Pf. Wir halten einander derowegen nicht für Ketzer, weil jeder von uns seiner Uberzeugung treulich, und redlich folgt. Da wir aber jeder andere, und widersprechende Uberzeugungen haben, befinden wir uns noch sehr weit verschieden einer in des andern Platz einzutretten.

Past. Wir sind doch nur in Nebendingen, nicht in Grundartikeln verschieden.

Pf. Ich bitte um Vergebung. Christus ist zwar die einzige Grundfeste der Kirche, in welcher wir uns durch den Glaub an ihn vereinigen, allein über sein Wort sind wir nicht einig. Sie verwerfen die ersten, die ältesten Traditionen über den Sinn der Schrift, und bestimmen denselben jedweder nach dem Maasse seiner Einsichten. Wenn ich nur Ihre sich sehr durchkreuzende Einsichten, gegen jene allgemeineinstimmige der ersten Kirche halte, so kann ich unmöglich glauben, daß der

Sohn

Sohn Gottes, der Lehrer der Welt seinen ersten Zuhörern, und die Apostel ihren Schülern so eine räthselhafte, zweideutige Lehre vorgetragen haben sollen, welche erst nach fünfzehen hundert Jahren durch die kunstverständige Reformatoren in ihrem wahren Sinne erklärt werden muste. Unmöglich ist zu glauben, daß eine Kirche, welche ein Gott auf sich selbst gebaut, und mit dem heiligen Geiste bis an das Ende der Zeiten begabet hat, gleich in ihrem Anfange sein Wort misverstanden habe. Ich will die alte Kirch im strengesten Verstand nur auf die erstere drei Jahrhunderte bis auf den Kaiser Konstantin einschränken, so finden sich in diesem Zeitraume schon manche auf Gotteswort sich beziehende Lehren, welche die Protestanten, besonders jene, die sich an Formeln, und Konkordien nicht binden, in einem andern Sinne nehmen, und widersprechen. Zu einem Beispiele dienet der überaus wichtige Artickel der katholischen Messe.

Past. Dieser Artickel trennet uns, und es würde vergebliche Mühe sein mich davon überzeugen zu wollen.

Pf. Ich bin auch nicht gesinnet Sie davon zu überzeugen, denn ich affektire weder den Kontroversisten, weder den Proselitenwerber. Nur erlauben Sie mir den Herrn Obersten in seiner Religion zu stärken, die Beweise anzuführen, welche mich überzeugen. Wenn Sie die Messe nach ihrer äusserlichen Form, Gestalt, und Ceremonie nehmen, welch ein einzeler Priester verrichtet, der am Altare steht, in einer fremden Sprache bald still murmelt, bald laut redet, jetzt den Altar küßt, jezt Kreuze macht, jezt sich bücket, jezt sich gegen das Volk wendet, muß ich Ihnen sagen, daß ich von dieser Messe gar nicht überzeugt bin. Allein von

dieser Messe, oder deutlicher zu sagen, von dieser äuſserlichen Modemesse zu halten, ist auch die Frage nicht. Wenn ich also sage von der Messe überzeugt zu sein, so verstehe ich die Wesenheit der Messe, welche darinnen bestehet, daß unter Wein, und Brod der wesentliche Leib, das wesentliche Blut Jesu Christi dem himmlischen Vater als ein Opfer dargestellet, und zum Genuß ausgetheilet werde. Alles übrige, was diese Handlung begleitet, ist willkührig, zufällig, und der Veränderung unterworfen. Die ersten Christen unter den Aposteln, die ersten Schüler der Apostel haben die Handlung Jesu Christi im lezten Abendmahle nicht nur von dem Genusse seines Leibs, und Bluts, sondern auch von ihrer fortwährender Aufopferung, wodurch sein Leiden und Tod, das Kreuzopfer bis zu seiner zweiten Ankunft angekündiget werden solle, verstanden. Wenn man mir entgegen sagt, die ersten Lehrer müsten von einem Opfer in uneigentlicher Bedeutung verstanden werden, so heißt dieser Einwurf nichts mehr, als Staub in die Augen werfen, denn sie haben den Sinn, die Bedeutung des Wortes durch ihre Ubung erklärt, das heißt, sie haben den Leib und Blut Christi wirklich auf den Altären geopfert, wie es aus den Schriften der Apostelschüler, eines Ignaz, Polykarp, Irenäus, und ihrer unmittelbarer Nachfolger eines Justins, Tertullians, Origenes, Cyprians u. a. m. bekannt ist. Sollten die ersten Lehrer der Christenheit die Worte, und die Handlung Jesu im Abendmahle schon so falsch verstanden haben; sollten sie dem himmlischen Vater Brod und Wein für seinen Sohn dargestellet, und ein abgöttisches Opfer gebracht haben, so wär es für die Menschen besser gewesen, wenn Christus gar nicht gelehrt hätte, als daß er so zwei-

deutige Lehren vorgetragen, solche Handlungen begangen hat, aus welchen gleich nach seinem Tode eine allgemeine Verführung seiner Schüler, Irrthum, und Abgötterei entstehen muste. Er ist ja in die Welt gekommen den wahren Gottesdienst, die wahre Anbettung eines einzigen Gottes zu lehren, die leeren Ceremonien des alten Bundes abzuschaffen, wie hat er seinen Zweck erhalten, wenn seine Schüler aus seiner Lehre und Handlung so geschwind Anlaß genommen haben einen falschen Gottesdienst, eine falsche Anbettung, und statt leerer Ceremonien abgöttische einzuführen. War denn kein einziger treuer Lehrer mehr in der Welt, der diesem Greuel aus Gotteswort widersprochen hätte. Minderwichtige Abweichungen von Christi Lehre wurden geahndet, und aus der Kirche verbannet; nur der falsche Gottesdienst, das falsche Opfer sollte sich ohne Ahndung, ohne Widerspruch eines einzigen Lehrers unter alle Christen der Welt auf einmal haben verbreiten können? Urtheile jener Mensch, welcher den Sohn Gottes, einen Gott, für den Stifter, und Urheber der Kirch haltet. Mein Herr Oberster, wir Katholicken haben den unbeschreiblichen, gewissen Trost, so weit sich eine menschliche Gewisheit (von der Gnade des Glaubens nichts zu melden,) nur immer erstrecken kann, unser heiliges Messeopfer im Evangelio, in den Schriften des Apostels Pauli, in den Apostelgeschichten, in den ersten Zeiten der Kirch, in der Lehre, und Ubung der ältesten Lehrer gegründet, und durch alle folgende Jahrhunderte in der ganzen über die Erde zerstreuten Christenheit an allen Orten und Enden von allen ununterbrochen fortgesetzet zu wissen. Kein Artickel unsres Glaubens ist mit so vieler Stärke, Deutlichkeit, und Gewisheit bis zur

Evidenz erwiesen, als unser Altaropfer, in welchem die christliche Kirch von ihrem Anbeginn her Jesum zugleich den hohen Priester, und das Opfer geglaubt hat. Der gelehrte Verfasser des immerwährenden Glaubens 1) hat in sechs weitläufigen Büchern alle Zeugnisse, und Urkunden der morgen, und abendländischen Kirche treulich gesammelt, welche neben der wesentlichen Gegenwart Christi im Sakramente zugleich das immerwährende Opfer siegend, und unwidersprechlich erwiesen; eben dieses haben die gelehrtesten Männer unsrer Zeiten, denen die Protestanten keinen ihrigen an die Seite in diesem Fache zu stellen haben, ein Muratori, Tillemont, Mabillon, Renaudot, le Brun, Binius, und mehr andere trefliche Schriftsteller geleistet. In unsrem Vaterlande Oesterreich haben zween gelehrte Benediktiner aus dem Stift Mölk, Bernhard Petz in seinen Anekdoten, und mein bereits seelig verstorbener lieber Freund Martin Kropf in seinem entlarveten Mede unser ursprüngliches Opfer wider alle Einwürfe dogmatisch, und historisch gegründet. Was der ruhmvolle Fürst Abt zu St. Blasi im Schwarzwald, der grundgelehrte Gerbert durch seine neue Werke de liturgia Allemanica in diesem Stücke geleistet habe, ist allen Gelehrten bekännt, und dem katholischen Deutschlande unvergeßlich. Auf unsre gute Sache, und den alten ungestöhrten Besitz vertrauend würden wir Katholicken die ungeheure Mühe vielleicht niemal auf uns genommen haben alle unsre Messebücher aus den entfernsten Zeiten, und Orten hervor zu suchen, wenn uns nicht die scharfe Kritick gelehrter Protestanten dazu angetrieben hätte. Flaccus Illyri-

cus

---

1. Perpetuitè de la foi.

eus ließ zu Straßburg 1555. ein im Jahre Christi 800. geschriebenes Messebuch drucken, welches er für die älteste, und für eine von der römischen Messe ganz verschiedene Urkund ausgab. Keine ältere Messeurkunde, als aus dem achten Jahrhundert in der Kirche zu haben, dies war die Aufforderung, das Losungszeichen alle gelehrte Katholicken für das Alterthum, und die Übereinstimmung der Messe in Bewegung zu setzen. Man stellte in allen Büchersälen, geheimen Archiven, und Registraturen kostspielige, mühsame und genaue Untersuchungen an, woraus unzahlbare Messeurkunden, und geschriebene Messeformeln der morgen, und abendländischen Kirche, aller christlicher Völker, und Nationen unter der Sonne an das Taglicht kamen, Urkunden welche an die Apostelzeiten reichen, und so gar ihre Namen an der Stirne führen, derjenigen gar nicht zu gedenken, welche sich lang vor dem achten Jahrhundert von den Päpsten Leo, Gelas, Gregor, und von den berühmtesten Bischöfen Cyrillus, Basilius, Dyonisius, Chrisostomus, Ambrosius, Germanus, und vielen anderen herschreiben. Flaccus Illyricus mag nicht aus einem bösen Herze, sondern aus Mangel besserer Einsichten in das Alterthum seine Messe (welche nach ihm die Illyrische genennet wird) für die älteste, und von der römischen ganz verschiedene Urkund ausgegeben haben; doch hat er uns zu Untersuchungen getrieben, und die Folge hat gezeiget, daß die katholische Kirche in ihrem ganzen Umfange, auch unter getrennten Nationen weit ältere Messeurkunden als aus dem 8ten, und 9ten Jahrhundert besitze, ja daß die illyrische Messe die römische, nur mit einiger Verschiedenheit zufälliger Gebette, und Ceremonien sei.

Oberst.

Oberst. Da hätten die Protestanten räson annehmen sollen.

Pf. Damal war weder für sie, noch für uns die Zeit räson anzunehmen. Die Partheien waren zu sehr gegeneinander aufgebracht, stritten gegeneinander in einer wallenden Hitze wie Feinde, nicht so viel um die Wahrheit, als um den Sieg. Jede Parthei sah die andere für türkisch, und schelmisch an. Wenn der Papst, und die Bischöfe gesagt haben, zweimal zwei seien vier, glaubten es die Protestanten so wenig, als es die Katholicken glaubten, wenn es Luter sagte. Den Irrthum des Flaccus Illyricus haben die gelehrten Protestanten durch so helle Dokumente nach der Hand eingesehen, thaten aber nichts anders, als daß sie alle vorfindige Exemplaren der illyrischen Messe, so viel möglich war, unterdrückten. Indessen hat dieser Mann uns Katholicken durch seine Bestrebung einen sehr wichtigen Dienst geleistet, indem er sich selbst zum Zeugen unsers alten Messeopfers gemacht, und uns verleitet hat, dasselbe auch diplomatisch bis auf die Apostelzeiten zu erweisen. Der Engländer Grabe ein Gelehrter der engländischen Kirche, welche von der katholischen getrennet ist, hat durch unsre Kettenbeweise überzeugt in seinen Anmerkungen über den heiligen Irenäus von der Messe ein so unpartheiliches Urtheil gefället, als man von einem redlichen Wahrheitfreunde erwarten konnte. Es ist gewis, sagt er, daß Irenäus (der im zweiten Jahrhundert Bischof zu Lion war) und alle Väter deren Schriften wir haben, sie mögen zu den Apostelzeiten, oder bald darnach gelebt haben, das heilige Abendmahl (*eucharistiam*) für ein Opfer des neuen Gesetzes gehalten haben. Diese Lehre aber ist nicht etwa eine besondere Leh-

re mancher einzeler Kirche, sondern der allgemeinen Kirche allgemeine praktische Lehre, welche sie von den Aposteln, die Apostel aber von Christo empfangen haben. Sodenn führt er die Worte des heiligen Klemens von Rom, eines Zeitgenossen des heil. Peters, und die Zeugnisse der ältesten Väter an, welche diese Lehre bestättigen, und äussert endlich den menschenfreundlichen Wunsch, daß fromme, und gelehrte Männer unter den Protestanten gedachtes Opfer abermal in die Ubung bringen möchten. Ich wünschte es auch aus Herzensgrunde, und glaube, es würde so schwer nicht halten, wenigst jenen Theil der protestantischen Kirche, welcher die wesentliche Gegenwart Christi im Sakramente glaubt, und sich neben der Schrift auf eine ächte apostolische Tradition gründet, zu unserm Opfer zu bewegen, wenn Messe nicht nur Opfer, sondern zugleich Abendmahl wäre, wie sie es ursprünglich war; und wenn man unsrer Seits aus schuldiger Bruderliebe so nachgiebig wär zufällige Veränderungen, welche der Wesenheit der Messe nicht den mindesten Nachtheil brächten, zu gestatten. Allein was jezt die Liebe zu einem verjahrten Besitze nicht zustehen will, dürfte wohl durch die überhandnehmende Aufklärung, und ihren gewaltigen Vorschub glücklicher bewirket werden.

Oberst. An dem Sinne der ersten Lehrer läßt sich, wie Sie vorher gesagt haben, nicht mehr zweifeln, weil die Geschichte, und die Diplomen der uralten Messebücher erweisen, daß ihre Lehre von dem Opfer allgemein praktisch war. Aber ich erinnere mich Herr Pfarrer, vom Regimentspater gehört zu haben, daß man Ihrer Lehre über die Miethmesse auch ein altes Messebuch, nemlich jenes der Königinn von Schweden

ent=

entgegen gesetzet habe, welches schon vor tausend Jahren geschrieben worden.

Pf. Wer mir dieses Messebuch entgegen setzet, thut genau das, was Flaccus Illyricus gethan hat. Ist das Messebuch der Königinn von Schweden vor tausend Jahren geschrieben, so fällt es genau in das achte Jahrhundert, eben wie jenes des Illyricus, in das Jahrhundert, dem das Messegeld seinen Ursprung zu verdanken hat. So ein Opponent verräth nur die Armuth seiner liturgischen Kenntnisse. Ein gelehrter in der Hauptstadt Wien, wo man alle mögliche litterarische Hilfsmittel an der Hand hat, hat nicht Ursache sich auf das Messebuch der Königinn von Schweden zu beziehen, um die Messe aus dem achten Jahrhundert zu erweisen, wenn er weis, daß in der kaiserlichen Bibliotecke eine weit wichtigere, glaubwürdigere diplomatische Urkunde aus dem achten Jahrhundert aufbewahret seie. Der Kardinal Bona bezeuget, eine richtige Abschrift davon erhalten zu haben, und durch den berühmten Lambecius damaligen Custos versichert worden zu sein, daß sie eben dieselbe sei, welche Papst Adrian an Kaiser Karl den Grossen gesendet habe. Was noch mehr ist, hat der Kardinal die Messe zu Wien der Illyrischen, die er seinem liturgischen Werke am Ende angefügt hat, ganz gleichförmig befunden. Wenn in diesen beiden Messebüchern, welche aus dem achten Jahrhundert der Epoche des Messegelds herstammen, wirklich angemerkt wär, daß man für die Messe bezahlen müste um eine sonderheitliche Frucht davon rechtswegen zu erwerben, so stritt dieser Beweis für mich so lang, bis man das Messegeld aus älteren Urkunden erwiese. Aber zum Glück steht auch in diesen beiden Messebüchern kein Wort von

einer

einer sonderheitlichen Frucht, die man nur durch Zahlen erlangen, oder einhandeln könnte. Derlei Opponenten sind für meine gute Sache ein wahres Glück!

Oberst. Gott sei gedankt, daß ich an der Wahrheit des Messeopfers niemal gezweifelt habe; nun bin ich durch Ihre Beweise in meinem Glauben um so mehr bestärket, als ich einsehe nicht aus Vorurtheilen der Jugend geglaubt zu haben. Aber Herr Pastor, fühlen Sie diese Beweise nicht?

Past. Ich fühle sie so weit, als es mir meine Gegengründe gestatten, bekenne aber auch aufrichtig, daß sich in der Sache viel thun ließ, wenn man beiderseits mit mehr Liebe, und Nachgiebigkeit zu Werke gehen wollte.

Pf. Conferiren, lieber Herr Pastor, conferiren, nicht disputiren wäre der Weg zur Eintracht. Ich habe Ihnen die Universalgründe vorgelegt, welche mich, und wie ich glaube, jeden Katholicken, welcher die Wahrheit in der einfachen Natur, und nicht in Künsteleien sucht, von der Wahrheit des Messeopfers überzeugen. Sind sie nicht hinlänglich Sie zu überzeugen, so bin ich doch versichert, daß Sie aus keiner Halsstärrigkeit, vielweniger aus bösen Absichten nach ihrem freien Gewissen handeln; ich liebe Sie als meinen Bruder, und schätze Sie als einen redlichen Mann: Ja Sie sind mir unendlich schätzbarer, als wenn Sie dem Messegelde zu gefallen ein katholischer Priester wurden.

Oberst. Herr Pastor, nehmen Sie das Nachtmahl bei mir ein. Wir wollen meine Frau mit unsrem heutigen Gespräche unterhalten.

Past. Es wird mir eine Gnade sein, doch muß ich es meiner Frau melden, damit sie mich dispensire.

Pf. Brauchen Sie Dispensation von ihrer Frau?

Past. Nicht von ihrer Herrschaft, sondern von ihrer zärtlichen Liebe.

Oberst. Das ist schön! Adieu Herr Pfarrer, gute Nacht!

Pf. Ich empfiehle mich zu Gnaden.

Oberst. Sehen wir morgen einander?

Pf. Ich muß die Etiquette halten, Dero gnädigen Frauen die erste Morgenvisite zu machen; Abends aber hoffe ich den Herrn Obersten bei mir zu unterhalten.

Oberst. Da werden Sie wohl thun, denn die Weiber halten über die Pointille. Sie ist schon so ziemlich wiederum auf Ihrer Seite, der Pfingstkönig hat Wirkung auf sie gemacht.

Dritter Abend.

Der Oberste, der Pfarrer.

Oberster.

Wissen Sie, Herr Pfarrer, daß Sie mit ihrer heutigen Morgenvisite bei meiner Frau sich eingeschmeichelt haben? Sie ist für Sie schon so sehr eingenommen, daß ihr alle Einwürffe, die sie wider die Miethmesse in Wien gehört hat, verdächtig scheinen.

Pfarrer. Dies hab ich aus ihren gütigen Betragen gegen mich abgenohmen, und hab es dem Herrn Obersten, und dem Pastor zu danken.

Oberst. Gestern beim Soupée hätten Sie den Pastor hören sollen, mit was Eifer, und Nachdruck er meiner Frau, und mir das Vertrauen auf Ihre Lehre eingepräget habe.

Pf. Ich habe mir Hofnung gemacht die gnädige Frau heut Abends in meinem Hause zu verehren.

Oberst. Heut kömmt sie nicht. Der Pfleger hat ein Quadrille in dem Schloßgarten veranstaltet, wovon sie eine Liebhaberinn ist. Der Pastor, seine Frau, und Kinder sind von der Parthie, denn für unsre Kinder ist ebenfalls eine Unterhaltung angestellet.

Pf. Demnach sind wir heute tête a tête.

Oberst. Wir werden doch unser Stündlein hinschwätzen. A propos, ich habe Ihrem gestrigen Gespräche ein wenig nachgedacht. Sie haben selbst gestanden, daß die Priester die alten Opfergaben zum Theil zu ihrem Unterhalt angenommen haben. Unterhalt brauchen sie heut zu Tage eben so wohl, als sie desselben in jenen Zeiten benöthiget waren. Sagen Sie mir doch, warum könnten Sie das Messegeld, welches die Stelle der Opfergaben vertritt, wo nicht für die Messefrucht, doch für ihren Unterhalt annemmen? Es bleibt doch immer wahr, was der Apostel geschrieben hat: Wer dem Altare dienet, soll vom Altare essen. 1.)

Pf. Jene Priester, welche den Unterhalt annämmen, den man ihnen schuldig war, waren vollkommene Priester, das ist, solche welche das vollkommene Opferamt verrichteten, worauf sich das Priesterthum erstrecket. Die Messe ist zwar in sich selbst ein vollkommenes Opfer, aber es ist nur ein Theil, nicht das ganze Opfer des Priesterthums, eben so wie der Umfang der Obersten Charge noch bei weiten nicht erfüllet ist, wenn sie auch ihr Regiment vollkommen in den Waffen geübet haben. Im alten Bunde waren die Priester blosse Sacrificuli, Opferlinge, diese musten freilich vom Opfer, oder vom Altare leben. Im neuen Bunde aber besteht das Opfer, und das Priesterthum im Predigamte, und in dem Altaropfer. Dies ist die Lehre des Apostels Paulus: Ich hab euch erinnern wollen, schreibt er 2.) daß ich ein Diener Christi unter den Heiden sein soll, das Evangelium Got-

1.) 1. Kor. 9. 13.
2.) Röm. 15, 16.

Gottes zu heiligen, auf daß das Opfer der Heiden angenehm, und durch den heiligen Geist geheiliget werde. Origenes, Chrisostomus, Theodoret, Estius, Grotius, und andere sowohl griechische als lateinische Schriftsteller sagen, daß der Apostel unter der Heiligung des Evangeliums, und dem Opfer der Heiden ihre Bekehrung, die Ausübung des priesterlichen Lehramts verstanden habe. " Er zeiget hier, spricht der „ Abt Kalmet, den Unterschied des Priesterthums im „ alten, und neuen Bunde. Jene Priester erfülleten „ ihr Priesterthum durch blutige Schlachtopfer; die „ Apostel Christi, die Priester des neuen Bundes er„ füllen ihr Priesterthum durch das Predigamt, wo„ durch sie Seelen zum Opfer machen. „ Daher macht auch der Apostel in eben jener Stelle, welche der Herr Oberste angezogen hat, in Beziehung auf den Unterhalt einen Unterschied zwischen den jüdischen, und christlichen Priestern. Jene, spricht er, musten als blosse Altardiener vom Opfer leben, diese aber müssen das Evangelium predigen, und vom Evangelio, vom Predigamt, nicht von der Messe leben. Erinneren Sie sich nur, daß Christus selbst, da er seine Jünger in die weite Welt hinaussandte, gesagt habe, gehet hin und lehret sie, erweiset ihnen alle geistliche Gutthaten, und dann nehmt mit ihrer Kost, und Wohnung verlieb. Wenn für das einzige Messeopfer ein Unterhalt gefordert werden könnte, würde Christus gesagt haben, gehet hin, und leset ihnen Messe, davor weise ich euch auf ihren Tisch, und Wohnung an. Die Priester des christlichen Alterthums konnten demnach ihren Unterhalt aus göttlichem Rechte fordern, denn sie brachten Gott das vollkommene Opfer des Priesterthums, nemlich Seelen durch ihr Predigamt, wozu das heilige

Messeopfer selbst nur ein Mittel ist. Können Sie von unseren Messepriestern, welche Messe lesen, und nichts thun, dieses auch behaupten?

Oberst. Sehr wohl. So werden aber doch die Priester, welche die Seelsorge ausüben, das Messegeld für ihren Unterhalt annemmen können?

Pf. Ja, wenn sie arm sind. Im Stande einer solchen Armuth ist das Messegeld für einen Seelsorger kein Allmosen, sondern ein schuldiger Unterhalt für die Ausübung seines vollkommenen Opferamts. Allein in unsren Ländern, besonders in Oesterreich ist kein Seelsorger so weit herabgesetzet, daß sein Mangel durch die Messe ersetzet werden müste. Ihrer viele geniessen sehr reichliche Einkünfte, andere doch mittelmässige, und sollten sich wider Vermuthen einige Mangel leidende darunter befinden, wie es aus unsren eingelegten Fassionen sich ergeben muß, haben seine Majestät der Kaiser Gnade, Gerechtigkeit, guten Willen, und Mittel genug ihrem Mangel anderst, als durch das schändliche Messengewerbe abzuhelfen.

Oberst. Geld stekt freilich bei unsrer Geistlichkeit übermässig, aber sehr ungleich ist es ausgetheilt. Sagen Sie mir doch, durch welche Wege die im Anfang so arme Geistlichkeit zu so ungeheuren Reichthümern gelangt sei?

Pf. Da wird unser Gespräch etwas länger dauren. durch Opfer, mein Herr Oberster, durch Opfer hat sie ihre Schätze erworben. Was man immer den Geistlichen gegeben hat, ward für ein Opfer gehalten. Reiche Christen machten reiche Opfer. Anfänglich brachte jeglicher Christ Brod, und Wein zum Messeopfer, denn die christlichen Gemeinden bestanden mehrentheils nur aus Leuten, vom niedrigen Stande, und in manchen

Or=

Orten gab es nur einzele christliche Häuser; welche der Apostel Kirchen nennt. Sodann folgten auch Gaben an Speiseopfern, als Mehl, Hönig, Wachs, Weyrauch, die Erstlinge des Getreids, der Hilsen, und Baumfrüchte theils zum Aufwand des Gottesdiensts, theils zum Unterhalt der Priester, und der Armen. Die Konstitutionen, welche wegen ihres Alterthums die apostolischen genannt werden, verordneten im 3ten Jahrhundert Can. 4. nach Verdollmetschung des Balsamon, und Zonaras, daß nur die Brod, und Weinopfer auf den Altar gelegt, alle andere Speiseopfer aber in die Häuser des Bischofs, und seiner Priester gesammelt, und ausgetheilt werden sollen. Hier findet man noch keine Spure vom Geldopfer für die Messen. Erst im 5ten Jahrhundert macht der h. Augustin in dem 64ten Briefe an den Valerian eine Meldung davon: dabei blieben aber die übrigen Naturalopfer noch immer in der alten Ubung. Jeder konnte Geld, oder Naturalopfer, oder beides zugleich nach seinem guten Willen darbringen; Es war nur die Gattung, nicht der Zweck der Gaben verändert. Beide hatten eben denselben Zweck, nemlich den Aufwand des Gottesdienst, den Unterhalt der Priester, und der Armen zu bestreiten, und auch des allgemeinen Gebetts bei der gottesdienstlichen Versammlung, der Messe, und des heiligen Abendmahls, zu welch beiden die Opfergab das Recht ertheilte, theilhaftig zu werden. Noch im 8ten Jahrhundert, da das Geld in die Stelle der Naturalopfer zu tretten anfieng, hatte es noch den Zweck derselben. Man muß aber auch bekennen, daß die Kirche, und manche weise Bischöffe, den Stein des Anstosses, welchen das Geld den Priestern machen wird, sogleich eingesehen, und aus dem Wege zu räu-

men beflissen waren. Augustin hatte den gefährlichen Keder kaum bemerkt, als er in dem angezogenen Brief die Pflicht auflegte, das für einen geistlichen Dienst empfangene Geld auf der Stelle den Armen auszutheilen. Im zwölften Jahrhundert, da das Messegeld in volle Ubung kam, bestättigt Honorius von Autun, daß es keine andere Bestimmung, als die alten Opfergaben habe 1). Das erste Beispiel Priestern das für die Messe, und andere geistliche Ubungen empfangene Geld als ein Eigenthum zuzusprechen, gab Chrodogang Bischof zu Metz im 8ten Jahrhundert, ein Beispiel, das wie Mabillon sagt, kein anderes vor seiner hatte. Schon in jenen Zeiten haben die Geistlichen nicht mehr nöthig gehabt ihren Unterhalt von den Opfergaben zur Messe zu nehmen, denn die Kirche besaß schon sehr grosse Renten, von welchen jedweder seinen Antheil bekam. Die Freigebigkeit der neu bekehrten Christen, war weit grösser, als sie der Stifter des Priesterthums forderte, oder billigte. Er hat bei seiner Himmelfahrt seinen Priester nicht einen fußbreit Erde, kein Kapital, keinen Tempel, keine Gefäße, keinen Stiftungsfond zu Andachtsübungen, ja nicht einmal einen rechtlichen Anspruch auf zeitliche Güter hinterlassen; Seinen Aposteln, und Jüngern wies er ihre Versorgung, den titulus mensæ bei der Gutthätigkeit ihrer künftigen Gemeinden an. Prediget ihnen das Evangelium, sprach er, lehret sie, heilet ihre Kranken, begrabt ihre Todten; davor esset, und trinket, was sie euch auffsetzen, und wohnet in ihren Häusern, wie in der Herberge. Zugleich verband er aber auch

die

---

1) Gemma animæ II. 1, C. 66.

die Christen ihren Lehrern den nöthigen Unterhalt zu reichen, indem er sagte, der Arbeiter ist seines Lohns würdig, welche Pflicht auch der heilige Paulus in vielen Stellen einflösset. Die Jünger des Herrns, und die alten Priester befolgten den Befehl, und die Anweisung ihres Herrn in den ersten Zeiten sehr genau. Brod, und Wein, die Hauptopfergaben wurden bei der Messe angenommen; der geistliche Vorsteher, wie Justin der Martirer erzählt, seegnete sie auf dem Altare, und verrichtete ein Gebett für die, welche geopfert hatten. Sodann nahm er vom geopferten Brod, und Wein so viel, als zu seiner, und des Volkes Abendmahl nothwendig war, verwandelte sie in den Leib, und Blut des Herrns, opferte es dem himmlischen Vater, und theilte es den anwesenden Christen aus. Alle übrige Opfergaben wurden den Armen, und den Priestern zu Theil. Da sich Bischöffe, und Priester unter die Armen zählten, begnügten sie sich auch mit dem Unterhalt der Armen, verlangten noch keine Pallaste, keine Kutschen, und Pferde, keine seidene Kleidungen, keine Diamantene Kreutze, und Ringe. Diese schöne Zeiten haben nur so lang gedauret, bis fürnehme, und reiche Leute zum Christenthum bekehrt waren. Diese wurden durch Frömmigkeit veranlasset ihre zeitlichen Güter zu verachten, freigebig zu sein, reichlich zu opfern, prächtige Tempeln zu erbauen, Gold, und Silber hinein zu werfen, und Schätze zu opfern, Gottesdienst, Bischöffe, und Priester ansehnlich zu unterhalten. Ihre Freigebigkeit war so ungemessen, daß, wie Prudentius im Lobgesang des heil. Lorenz sagt, die Heiden ihnen den Vorwurf machten, als hielten sie es für die gröste Gottseligkeit, Schätze ihren Kindern zu rauben, und in die Tempel zu vergra-

ben. Bei allen deme ist die Zahl der Freigebigen, und das Maaß der Freigebigkeit in den ersten dreihundert Jahren unter den Verfolgungen der Heiden noch bei weiten nicht so groß, weder so allgemein gewesen, als sie es zu den Zeiten Konstantins des ersten christlichen Kaisers geworden ist. Kaum hatte dieser mächtige Monarch, welcher das morgen, und abendländische Reich beherrschte, sich zum christlichen Glauben bekennet, die Kirch, Bischöffe, und Priester in seinen höchsten Schutz genommen, und ihnen reichliche Schätze zugewendet, als auch die Grossen seiner Reiche seinem Beispiele folgten, und jederman sich bestrebte der Kirche ansehnlichere Opfer zu machen, ja wohl gar sein ganzes Vermögen zu schenken. Nichts zu sagen von der falschen Donation, deren sich Rom von ihm gerühmt hat, hat schon sein Gesatz, wodurch die Geschenke, und Testamente zu Gunsten der Kirche gestattet wurden, der allgemeinen Verschwendung Thür, und Thore eröfnet. Die römischen Matronen zeichneten sich hierinnen ganz besonders aus, und legten den Grund zum üppigen Pracht der römischen Bischöffe.

Oberst. Zum Dank heisset auch das Frauenzimmer im römischen Brevier, wie ich oft gehört hab, das andächtige Geschlecht.

Pf. Hier unter diesem Kaiser bemerken alle Geschichtkündige den Abnahm der reiuen Kirchenzucht, und den Verfall der evangelischen Uneigennützigkeit. Der Reichthum, und die Bequemlichkeiten des Lebens, that an den Geistlichen die Wirkung, die sie natürlicher Weise allzeit thut, sie wirkte nemlich die Furcht derselben jemal entbehren zu müssen, die Begierde, und die Bestrebung nach den Mitteln sich ein Wohlleben zu erhalten. Ammian Marzellin ein heidnischer Schrift-

steller zu Rom aus dem vierten Jahrhundert wirft schon den Päpsten seiner Zeit vor, " daß sie in Kut-
„ schen fahren, oder sich in Sänften tragen lassen,
„ prächtig gekleidet seien, und eine mehr als königli-
„ che Tafel halten. Diese Bischöffe, spricht er, wür-
„ den seeliger sein, wenn sie den städtischen Prunk ver-
„ lassen, und nach Art jener Provinzialbischöffe leben
„ wollten, welche durch eine sehr mässige Kost, schlech-
„ te Kleidung, und demüthiges Betragen sich bei Gott,
„ und seinen Dienern ehrwürdig machen. „ Der bitte-
re Vorwurf dieses Heidens belehret uns doch, daß viele Provinzialbischöffe die reichlichen Gaben der Gläu-
bigen noch nicht als ihr Eigenthum angesehen, und auf weltlichen Pracht, sondern auf ihre Kirchen, und die Armen verwendet haben. Unter diesen guten Bi-
schöffen zeiget uns die Geschichte den h. Augustin, und den Aurelius Bischof zu Karthago. Augustin, wie Possidius der Augenzeug seines Wandels erzählt, trug kein seidenes Kleid, und das kostbareste seiner Haus-
geräthschaft war ein silberner Löffel. Zu einem Vater' welcher die Kirche zum Nachtheil seines Sohns in die Erbschaft seines Vermögens einsetzen wollte, sprach er, wer sein Kind enterben, und die Kirch zum Erben ma-
chen will, mag sich einen anderen Bischof, der die Erbschaft annimmt, als den Augustin suchen; Mit Gottes Hilfe wird er keinen finden. Dem Aurelius von Karthago hatte ein kinderloser, reicher Mann sein ganzes Vermögen für die Kirche, doch mit Vorbehal-
tung der lebenszeitlichen Nützniessung, rechtsförmlich geschenket. Nachdem er aber wider alle Vermuthung Kinder erzeugt hatte, gab ihm Aurelius ungebetten seine Schenkung zurück, weil er, wie Possidius sagt, glaubte, durch göttliche Rechte zur Rückstellung ver-

bunden zu seln, wenn ihn auch die menschliche Rechte davon loczählten. Wollte Gott, der Geist dieser frommen Bischöffe wäre allgemein, und anhaltend gewesen; Allein die Begierde nach frommen Vermächtnissen riß mit der Begierde grosse Opfer zu machen allenthalben ein, bis der Staat allgemach den Schaden fühlte. Der Kaiser Valentinian sah sich genöthiget ein Gesatz ergehen zu lassen, welches die Geistlichen, die Mönche, und überhaupt alle Coelibanten für unfähig erklärte Erbschaften, und Lehensgüter der Wittwen, und verlobter Frauen zu besitzen. 1) Dies Gesez schloß nicht die Kirchen, sondern bloß die Geistlichen von den Gütern unbeerbter Frauen aus, weil diese ihre Personen mit der Kirche vermengten, die Kirchengüter sich selbst zueigneten, und unter dem Name der Kirch zu erschleichen suchten. Der heilige Hieronymus gestehet offenherzig, und mit Schamröthe, daß die Geistlichen dieses Gesatz durch ihre Schuld verdienet haben. „ Ich „ erröthe, spricht er, 2) es zu sagen: die Götzenpfaf„ fen, die Gaukelspieler, die Fuhrleute, die schändli„ chen Dirnen sind der Erbschaften fähig, nur allein „ die Priester, und Mönche werden durch ein Gesatz „ davon ausgeschlossen, und zwar durch ein Gesatz „ keines Verfolgers der Kirche, sondern eines christli„ chen Fürstens. Uber das Gesatz beklage ich mich „ keineswegs, aber daß wir es verdienet haben, dies „ ist, was ich beklage. „ Der Kaiser Marcian, welcher sich von seiner frömmlenden Gemahlin leiten ließ, wiederrufte dies Gesatz abermal, und machte die Geistli-

---

1) Cod. Theod. l. 16.
2) Epist. ad Nepot.

sichen aller Erbschaften fähig; zugleich aber machte seine Nachgiebigkeit sie so muthig, daß sie kein Bedenken trugen zu behaupten, ja als ein Recht zu fordern, die aus weltlichen Händen an sie gelangte Güter, müsten auch von den daraufhaftenden Schuldigkeiten, Steuern, und Landesanlagen befreiet sein, welcher unbilligen Forderung der heilige Hieronymus in Matth. C. 17. der heilige Augustin tract. 6. in Joann. und der heilige Ambros in 32ten Briefe widersprochen haben. Die Stelle des letzteren ist für unsere Zeiten besonders merkwürdig, wo er sagt, „ daß der Kaiser die Kir„ chengüter nicht nur mit Abgaben belegen, sondern „ wohl gar zurücknehmen könne, indeme für die Ar„ men die tägliche, freiwillige Beiträge erklecken wür„ den. „ Warum es die folgende Kaiser bei dem augenschein lichen Verfall ihrer Staaten nicht gethan haben, wird der römische Theolog anderst, und anderst der Politiker entscheiden. So viel ist gewis, daß sie sich eines Rechts, welches ihnen heilige, und gelehrte Männer zuerkannten, selbst begaben, und sich nur noch mehr bestrebten Kirchen, und Geistlichkeit zu bereichern. Der Kaiser Justinian stiftete die Kirch zu Konstantinopel, und ihre Geistlichkeit mit einer kaiserlichen Freigebigkeit. Er befahl, wenn jemand Jesum Christum, einen Engel, oder Heiligen zu seinem Universal, oder Theilerben benannt hätte, solle der Bischof, und im Fall er hinlässig wär, jedweder Bürger der Vollstrecker des Testaments sein; 1) Wobei er den hinlässigen Bischof mit der kaiserlichen Ahndung bedrohte. Er berechtigte Kirchen, und Klöster, Gott verlobte Perso-

1) Cod. de episc. l. 1.

nen, welche keine nothwendige Erben hinterlessen, ab intestato zu erben. Hier mein Herr Oberster haben Sie eine Schilderung en mignature, wie die Opfergaben in der römischen, und in der morgenländischen Monarchie angewachsen sind. Wie reichlich die römische Kirch von Klodovåus der Franken, und Theodorich der Gothen König beschenket worden ist, hat Athanasius der Bibliotekar in den Lebensbeschreibungen der Päpste weitläufig erzählet. Durch eine so unbegränzte Freigebigkeit der Fürsten, und des Volks, war die Kirche schon um diese Zeit im Besitze ansehnlicher Güter, und Reichthümer, woraus Bischöffe, und Priester einen ganz anderen Unterhalt, als aus Brod, und Wein, Wachs, und Honig bezohen. Was besonders die Kirche zu Rom betrift, gestehet Papst Gregor der grosse am Ende des sechsten Jahrhunderts, daß sie in Italien, Sicilien, Gallien, und andren Ländern ansehnliche Güter besitze, und daß auch die Kirchen zu Malland, und Ravenna zum Unterhalt ihrer Geistlichkeit Renten aus Sicilien ziehen. In Frankreich, wie Gregor von Tours Lib. 6. schreibt', klagte der König Chilperich: Unsere Schatzkammer ist exarmet; Unsere Reichthümer sind an die Kirchen gelanget. Die Bischöffe sind fast die einzige regierende Herren; Unser Ansehen ist hin, und an die Bischöffe übertragen. Noch hab ich Ihnen vom Zehend nichts gesagt, welcher auch noch dazu kommen muß, Wachs und Oel abzulösen.

Oberst. Der Zehend ist ein sehr stattliches Opfer! aber, diesen haben sie, wie ich gehört hab, aus göttlichem Rechte.

Pf. Freilich ein stattliches Opfer; denn wenn ich hundert Bauern hab, die mir jährlich den zehenden Theil ihrer Feldfrüchten reichen, so bin ich ohne das

Feld

Feld zu pflügen so reich, als die hundert zusammen sind. Was aber das göttliche zehendrecht anbetrift bitte ich Sie, aus dem titulus mensæ, welchen Christus seinen Aposteln, und die Apostel uns angewiesen haben, Sich selbes von jemand anderen, als von mir erweisen zu lassen. In Wien dürfte sich wohl ein Mann finden, der dunkle Geheimnisse zu erörtern wüste.

Oberst. Sei es mit dem Zehendrecht beschaffen wie es immer wolle; fahren Sie fort.

Pf. Ob die Gläubigen in den drei ersten Jahrhunderten vor Konstantin ihren geistlichen Vorstehern den Zehend gereicht haben, ist nicht gewis, wenigstens nicht allgemein zu bestimmen. Wenn es geschehen ist, so ist es muthmaßlich nur von den neubekehrten Juden, denen diese levitische Abgabe Gewohnheit war, aus Anhänglichkeit gegen die jüdische Verfassung geschehen. Meine Muthmassung gründet sich auf die Schriften der Väter, und Lehrer späterer Zeiten, welche das Zehendrecht immer aus dem Judenthume geholet haben. Dieser Rechtsgrund passete aber nicht auf die neubekehrte Heiden: Was den Christen aus dem Judenthume Gewohnheit war, muste den Christen aus dem Heidenthume sehr beschwerlich fallen. Derowegen hat im 9ten Jahrhundert Alkuin widerrathen den neubekehrten heidnischen Hunnen Zehende abzufordern; Haben die Apostel, sprach er, die doch ihren Unterricht von Christo selbst empfangen, Zehende gefordert? Wir, die wir in der christlichen Religion geboren, unterrichtet, und erzohen sind, bequemen uns kümmerlich den Zehend zu geben; Um so weniger wird sich die noch schwache Religion, und das geizige Gemüth der Hunnen zu solch einer Frei-

ge-

gebigkeit bequemen. Weit zuverlässiger ist, daß die neubekehrte Helden im römischen Gebiete erst unter Konstantins Regierung angefangen haben, den Zehend an manchen Orten zu Versorgung der Geistlichkeit, der Kirchen, und der Armen zu bestimmen: Aber auch dies geschah nicht aus einer rechtlichen Schuldigkeit wie Christian Lupus bemerkt, 1) sondern aus freiem Willen, als eine freiwillige Gabe, welche nicht jederman, sondern nur dieser, oder jener so seltsam wie ein Wunder reichte. Zu Ende des sechsten Jahrhunderts gestattete der König Guntram einem Konzilio seines Gebietes, 2) die Zehendschuldigkeit nach alter Gewohnheit als ein Gesatz unter Straffe des Kirchenbanns aufzutragen, doch unter der Bedingniß, daß ihn die Priester zur Hilfe der Armen, und der Gefangenen verwenden, und für das Heil des Volks Gott bitten sollten. Erst im achten Jahrhundert ist der Zehend durch das Gesatz Karls des grossen zur wirklichen, und allgemeinen Pflicht worden. Belieben Sie ein für allemal zu beobachten, daß mit diesem Kaiser eigentlich die Epoche der deutschen Kirchenverfassung ihren Anfang nehme. Das Christenthum war zwar lang vor ihm in manchen Ländern eingeführt, wir hatten auch Bischöffe, allein durch die Völkerwanderungen, und Einfälle der Barbaren ist die Religion zum Theil gänzlich in Verfall, zum Theil in eine Vermischung mit der Heidnischen gerathen, von einem äusserlichen Kirchensysteme war gar nichts, ausser der blossen Willkur zu gedenken. Zu Karls, und seines Vaters Zeiten hat

der

---

1) Tom. 4. Schol.
2) Concil. Matisc. Can. 5.

Der engländische Mönch Winfried, oder Bonifaz, nachmaliger Erzbischof, als förmlicher Abgesandter des Papstes die christliche Religion in Deutschland mit Erfolge eingeführt. Deutschland kann sich keines unmittelbaren apostolischen Ursprungs, weder der ursprünglichen reinen Lehre, wie manche andere Nationen rühmen, sondern hat seine Lehre, Zucht, und kirchliche Verfassung so empfangen, wie sie zu einer Zeit üblich waren, da die Päpste sich nicht allein die Herrschaft über die Gewissen, und die Kirch angemasset hatten, sondern da jener Papst auf dem römischen Stuhle saß, welcher auch zur zeitlichen Herrschaft über die Monarchen, und ihre Reiche den ersten Grund legte. Dieser war Gregor II. ein Mann, der in allen seinen Unternehmungen die Absicht führte, die römische Herrschaft zu erweitern. Diesem muste Bonifatz den Eyd der Treue schwören, einen Eyd, welcher bis auf seine Zeiten unbekännt, und hauptsächlich auf das Interesse des römischen Stuhls gerichtet war. Bonifatz empfieng von ihm zur Instruktion ein Buch, worinnen die Gesätze, oder Kanonen der römischen Kirche enthalten waren, mit dem Befehl, die Gesätze und Gewohnheiten dieser Kirche zur Regel für sich selbst, für seine Geistlichkeit, und für das Volk, das er bekehren würde, zu nehmen, gleich als wäre das einzige Evangelienbuch für Deutschland zu mangelhaft gewesen. Wer sein Kapitularium, oder die Instruktion leset, die er den 15ten März 716 dem Bischoffe Martinian, und dessen zween Gefährten nach Bayern mitgab, muß billig erstaunen, wenn er in 13 Artikeln derselben nicht einen einzigen von den Glaub, von der Hofnung auf Jesum, von den evangelischen Mitteln seiner Erlösung theilhaftig zu werden, antrift, nur die Auferstehung

der

der Todten, und die Höllenstraffe ausgenommen. Durch diese Instruktion ward Bayern an Rom glaubig, und der Herzog selbst gieng seiner Nation mit dem Beispiele seiner andächtigen Wahlfahrt nach Rom vor.

Oberst. Dies mag wohl den Päpsten die Veranlassung gegeben haben, Bayrland heilig zu nennen.

Pf. Bonifatz erfüllete seinen Eid sehr getreu, und Karl der grosse unterstützte unvermerkt die römischen Absichten durch Waffen, und Gesätze. Er überpflanzte die römische Verfassung in seine alte, und neueroberte Länder, führte die römische Liturgie ein, ließ die Geistlichkeit durch römische Sänger im Koralgesange unterrichten, stiftete 21 Bißthümer, und Domkapiteln auf römischen Fusse, übergab ihnen Baronien, und Fürstenthümer, machte die Bischöffe aus politischen Absichten, die man ihm in seiner Lage nicht verargen kann, zu Regenten, und Fürsten, bestättigte alle mögliche Zuflüsse die Geistlichkeit zu bereichern, befreite ihre Güter von Anlagen, uud vermachte ihnen in seinem Testament noch mehr als zwei Drittel seiner unermessenen Schätze. Uber alles dieses machte er die vorhin freiwillige Abgab des Zehends zur allgemeinen Pflicht, indeme er befahl, daß jederman von seinem ganzen Vermögen denselben der Kirche reichen müsse. 1) Freilich wohl befahl er, daß nur der dritte Theil des Zehends dem Unterhalt der Geistlichen, die zween übrige Drittheile aber der Kirche, und den Armen gewidmet werden solle, 2) allein man wuste gar bald die Zehndpflicht so weit auszudehnen, daß der dritte Theil

für

---

1) Baluz. T. p. 359.
2) Capit. 801. C. 7.

für die Geistlichkeit sehr reichlich ausfallen muste. Karl hatte befohlen den Zehend von seinem ganzen Vermögen zu reichen; Nun wurde das Vermögen im strengesten Verstand genommen, und nicht allein der Bauer, sondern auch der Bürger, der Handwerksmann, der Künstler, der Kaufmann, der Gelehrte, der Taglöhner, ja sogar der Soldat zum Zehend verpflichtet. In den Kapitularien des Theodulff hieß es schon: Gott hat einem jedweden Menschen die Kunst gegeben sich zu ernähren, mithin ist es auch nothwendig, daß er von seinem Gewinne den Zehend gebe. Karls Sohn, Ludwig der Fromme rechnete unter das zehendbare Vermögen auch den Wein, das Heu, und die Schaafe. Das Troslejanische Konzilium vom Jahre 909, und die Päpste haben nachher alle erdenkliche Erwerbungen, die aus Handarbeiten, Künsten, und Talenten entspringen, den Gewinn der Kaufleute, den Zinns der Hausherren in den Städten, auf dem Lande aber alle Gattungen der Feldfrüchte, die Fischweiher, die Wildbahn, die Waldungen, die Mühlen, Gärten, Wiesen, Baum und Hilsenfrüchte, Kräuter, Milch, Käse, Butter, Hanf, Wolle, Leinwath, Ochsen, Kühe, Kälber, Schaafe, Gänse, und Hüner, mit einem Worte alle mögliche Erwerbungen, und Erzeugnisse aus dem alten Testament hergeleitet, und unter Straffe des Banns zehendbar gemacht. Mithin war es nicht mehr möglich ein Christ zu werden, oder ein Mitglied der Kirche zu bleiben ohne sich zu dieser Abgabe zu bequemen.

Oberst. Mir scheinet, daß diese Einkünfte der Geistlichkeit jene der Staaten im Verhältnisse übertroffen haben.

Pf. Erwegen Sie nun, wie weit die Gutthätigkeit der Christen den von Jesu Christo angewiesenen, schmalen titulus mensæ übertroffen habe: Erwegen Sie, ob die Priester in diesem Zustande berechtiget waren Natural = oder Geldgaben für die Messe zu ihrem Unterhalt anzunehmen, oder zu fordern, Tauffen, Trauungen, Begräbnisse, Psalmengesänge, und sogar Predigen sich sonderbar bezahlen zu lassen?

Oberst. Das haben sie mit Ehre freilig nicht mehr fordern können; Allein da wir von der Stiftung einer neuen Kirche in Deutschland reden, so wundert es mich, daß unser Apostel Bonifatz den Grund zu derselben durch rechtschaffene Priester nicht geleget habe.

Pf. Wo sollte er sie hernehmen? Wo konnten sie gebildet werden? die Noth zwang ihn, da er selbst Mönch war, die geistlichen Stellen mit Mönchen zu besetzen, die er aus England, und Frießland rufte, theils in Deutschland stiftete. Wie tüchtig die Mönche selber Zeit zu geistlichen Aemtern gewesen seien, will ich selbst nicht sagen. sondern jenen berühmten, und wahrhaft grossen Mönch den ehrwürdigen Beda sagen lassen. In dem Briefe, welchen er im Jahre 735 an Egbert den Erzbischof von York geschrieben, zeiget er ihm seine bischöfliche Pflicht mit den Klöstern eine solche Einrichtung zu treffen, daß sie nicht nur zur Ehre Gottes, sondern auch zum Besten des Landes gereichten, damit nicht bei der anwachsenden Menge derselben das Königreich endlich entkräftet, und auffer Stand gesetzet werde einem auswärtigen Uberfalle zu widerstehen; Er möchte also die Anzahl der Klöster vielmehr zu vermindern, als zu vermehren trachten, und statt derselben neue Bisthümer aufrichten, denen die Güter, und Einkünfte der eingezogenen Klö-

ster zuzuwenden wären, damit diese Häuser, darunter, wie wir wohl wissen, sehr viele sind, die den Nahm der Klöster ganz unwürdig tragen, nicht weiter dem Stolze, und der Eitelkeit Dienste leisten, sondern zu einem Theil der Beschäftigung gebraucht werden, die mit dem bischöflichen Amte unzertrennlich verbunden sind. 1.) Beda setzet noch hinzu, daß die Anwendung des Reichthums solcher Klöster kein Verbrechen, sondern ein Beweis von Tugend, und Weisheit seie; und es könne einem Fürsten, welcher übel angewendete Mildthätigkeiten zu einem besseren Zweck, und Gebrauch anwendet, eben so wenig ein Verbrechen sein, als wenn er ein ungerechtes Urtheil umstößt, oder einen Schreibfehler verbessert.

Oberst. Man sollte fast glauben, der Kaiser Joseph II. habe die Gründe des Beda gelesen.

Pf. Wollte Gott, auch der Papst, die Bischöfe, und alle Geistlichen hätten selbe gelesen, und auch eingesogen! Aus dieser Schilderung des damaligen Mönchswesen erhellet indessen, daß die Klöster selber Zeit nichtsweniger, als Schulen der Gelehrsamkeit, und Tugend gewesen seien, wovor sie unsere Legendenschreiber ausgegeben haben. Aus diesen Schulen nun hat Bonifatz Bischöfe, und Priester zu Hilfe genommen, diese hat er zu Lehrern des Volkes, und zur Bildung seiner Klerisei bestellet, Männer, welche als geschworene Vasallen Roms, wie er selbst war, die Hochheit des Papsts, römische Gesetze, Bilder, Reliquien, Wahlfahr-

1.) Beda epist. ad Egbert. p. 259.

fahrten, Fegfeuer, Gebräuche, Ceremonien, und die ganze damalige römische Verfassung predigten. Ich will eben nicht läugnen, daß manche rechtschaffene grosse Männer, davon wir Beispiele haben, aus dem Orden des heiligen Benedikts auf dem Leichter erhoben worden seien, allein nach der Beschreibung des Beda können es nur wenige gewesen sein, welche aber auch, wie Hinkmar, den römischen Strom wider sich hatten. Wie weit es Bonifatz durch diese Lehrer gebracht habe, bezeuget der Brief, den er an den Papst Zacharias geschrieben hat. 1.) Aus diesem Briefe ersieht man, „ daß die fränkische Klerisei vom höchsten bis zum „ niedrigsten, Bischöfe, Priester, und Diakonen zu dieser „ ser Zeit ein abscheuliches, schandhaftes Leben geführt; „ daß Blutschande, Hurerei, Konkubinat, und Ehe„ bruch unter ihnen im Schwange gewesen; daß eini„ ge unter denselben vier, fünf, und noch mehrere „ Konkubinen gehalten, daß sie wider die Christen „ eben sowohl, als wider die Sarazenen Kriegsdienste „ gethan, und sich von den übrigen Laien blos durch „ Fressen, Sauffen, Hurerei, und Bubenstücke unter„ schieden haben. „ So weit hat es der obschon eifrige, und gutmeinende Apostel Bonifatz mit den Sitten der rohen fränkischen Geistlichkeit gebracht, und mit ihrer Gelehrsamkeit brachte er es um kein Haar weiter, indeme seine eigene Gelehrsamkeit sehr eingeschränkt war. Da er die lateinische Sprache bei dem Gottesdienst auf römische Art einführte, wozu die deutschen Köpfe nicht aufgelegt waren, geschah es, daß ein Priester zu Freising in nomine patria, & filia, & Spirita San-

1.) Bonif. epist. 132.

Sancta taufete, Bonifaz erklärte diese Taufe für ungültig, und befahl sie zu wiederholen. Dieser unwichtige Vorfall muste nach Rom gebracht, und vom Papste entschieden werden, welcher die Taufe billigte, und das Urtheil des Bonifaz verwarf. Bonifaz weihete ungelehrte Priester, die er zu nichts, als zum Messe lesen, weil sie etwas latein verstanden, brauchen konnte: Er ersuchte den Alkuin Messeformeln für jedem Tag der Woche zu verfassen, als am Sonntage von der heiligsten Dreieinigkeit, Montags von der göttlichen Weisheit, Diensttags vom heiligen Geist, Mittwochs von der göttlichen Liebe, Donnerstags von den heiligen Engeln, Freitags vom heiligen Kreutze, Sonnabends von der heiligen Maria. Dies that er deswegen, sagt Micrologus 1. Damit die in Deutschlande neubekehrte Priester, welche in den geistlichen Geschäften noch nicht unterrichtet waren, und sehr wenig Bücher hatten, doch in einem Stücke (im Messelesen) täglich ihr Priesteramt verrichten konnten. Aber dies that er wohl nicht nach dem Beispiele der Apostel, und der ersten Kirche; Paulus war so geschwind nicht den neubekehrten, und untüchtigen seine Hände aufzulegen, und warnete auch seinen Timotheus davor. Papst Leo aber erklärte die Warnung Pauli mit diesen Worten: Du sollst keinen zum Priester weihen bevor seine Verdienste, und Wissenschaft geprüfet sind: Allein die römische Gesetzgebung galt damal für Schrift, und Alterthum. Was uns noch ferners einen Begriff von des Bonifaz eigener Wissenschaft macht, ist der Streit, in welchen er mit seinem

1.) Microl. T. 2, p. 533.

Priester Virgil, nachherigen Bischofe zu Salzburg gerieth. Virgil hatte behauptet, daß unsre Erde kugelförmig, unten, und oben von Menschen bewohnet sele, welche mit ihren Fußsohlen gegeneinander stünden, oder mit einem Worte, daß es Antipoden gäbe. Bonifaz hielt diesen philosophischen Lehrsatz für eine Ketzerei, und die Ketzerei des Virgils mußte, wie die vermeintlich falsche Taufe des Freisingerpriesters zu Rom von dem Papste entschieden werden. Hier erhielt aber Bonifaz das Feld. Der Papst Zacharias schrieb einen ernstlichen Brief an den Herzog von Baiern, worinnen er ihn ermahnte, so lieb ihm die Wohlfart seiner Uuterthanen sei, den Priester Virgil nach Rom zu schicken, indem derselbe beschuldiget würde, daß er in seinem Lande ganz ungewöhnliche, und antichristische Lehren ausstreuete. Virgil muß sich gut herauszuziehen gewußt haben, weil er ungeachtet seiner antichristischen Lehre doch auf den bischöflichen Stuhl zu Salzburg erhoben worden ist. Wie seicht muste von solchen Lehrern das harte deutsche Volk unterrichtet werden? Auf welch schwankende Gründe mußte ihr Christenthum gebaut werden? Ist es ein Wunder, daß noch bei Lebzeiten des Bonifaz das Volk zwei verführerischen Bischöfen, Adalbert, und Klemens anhieng, deren der eine vorgab Reliquien von sonderbarer Kraft zu haben, welche ihm ein Engel aus den entferntesten Gegenden der Welt gebracht hätte? Ist es ein Wunder, daß, wenn dieser Betrüger predigte, und seine eigene Haare, und Nägel als Reliquien austheilte, keine Kirch groß genug ware, die Menge des unaufgeklärten Christenpöbels zu fassen? Sehen Sie mein Herr Oberster, so waren die Zeiten der Bekehrung Deutschlands, so waren unsre ersten Lehrer, so waren

Tugenden, und Wissenschaften, so der Grund unsrer Religion, so die Verfassung des achten Jahrhunderts beschaffen. Reichthum, Uppigkeit, Unwissenheit, und Verderbniß unter der Geistlichkeit; Rohigkeit, Aberglaub, und Barbarei unter dem Volke.

Oberst. Ich weis aus der Geschichte, daß Karl der Grosse alles in der Welt gethan habe eine gute Geistlichkeit zu bilden, Christenthum, und Aufklärung zu befördern, wie haben denn ihm seine Bestrebungen gelungen?

Pf. Nicht besser, als dem Bonifaz. Karl, welcher sein Majestätsrecht über die Kirchenzucht wohl kannte. hielt es auch für Majestätspflicht auf Wissenschaften, und Sitten der Klerisei zu dringen. Mit dem Rathe seines Hausfreunds, des vernünftigen, und frommen Mönchs Alkuin errichtete er alle mögliche Anstalten zu seinem Zwecke zu gelangen. " Wir haben es für nütz-
„ lich befunden, sprach er, daß die bischöflichen Häu-
„ ser, und die Klöster, welche uns Gott zu regie-
„ ren anvertraut hat, das Lehramt der Wissenschaf-
„ ten, und des guten Wandels über sich nehmen sol-
„ len. „ Nach seinem Befehl musten Bischöfe, Klöster, und Pfarrer Schulen halten; jo so gar sein eigener Pallast war die Normalschule geistlicher, und weltlicher Wissenschaften. Daß er sich von seinen Bestrebungen eine sehr grosse Wirkung versprochen habe, zeiget der Wunsch, den er einstens gegen den Alkuin äusserte, nur zwölf solche Männer zu bilden, wie Augustin, und Hieronymus waren. Allein am Ende führte er eben diese Klagen über die Geistlichkeit, welche Bonifaz gegen den Papst Zacharias geführt hatte. Nachdeme er viele Sinoden zu Verbesserung der Geistlichkeit gehalten hatte, machte er kurz vor seinem Tode einen

Entwurf über mancherlei Fragen, welche er der Geistlichkeit auf der nächsten Synode, die er nicht mehr erlebte, vortragen wollte. Diese Fragen sind ein Beweis, daß er es mit den Sitten der Geistlichkeit, ungeachtet seines Bestrebens, und seiner Hofnung nicht weiter als Bonifaz gebracht habe. " Ich will fragen, „ heißt es in dem Entwurfe, in was für zeitliche Ge„ schäfte, die Bischöfe, und Aebte sich zu mischen ha„ ben? Was die Worte Pauli eigentlich sagen wollen: „ Niemand der sich Gott gewidmet hat, gibt sich „ mit zeitlichen Dingen ab? Was für Dinge es ei„ gentlich seien, denen der Christ in der Taufe ab„ schwört, und durch welche er seine Abschwörung zu„ rücknimmt? Wie der Wandel der Weltpriester, und „ der Mönche beschaffen sein müsse, damit ich ihnen „ nichts aufbürde, zu dem sie nicht verbunden sind, „ und damit sie von mir nichts fordern, was ich ihnen „ nicht zustehen kann? Die Geistlichen sollen mir of„ fenherzig sagen, was die Welt verlassen heisse, und „ wie man sie von den Weltschnäubern unterscheiden „ solle? Ob der Unterschied nur in dem bestehe, daß „ sie keine Waffen tragen, und öffentlich keine Ehewei„ weiber haben? Ob derjenige für einen Weltverlasser „ zu achten sei, welcher kein Bedenken trägt sein Ver„ mögen durch alle mögliche Wege, und Ränke täglich „ zu vermehren? Welcher durch die Verheissung des „ Himmels, der Fürsprache eines Heiligen, oder Be„ drohung der Hölle einfältige Leute beredet, sich ihres „ Vermögens zu begeben, und ihre rechtmässige Erben, „ wenn sie in den Nothstand versetzet sind, zu lastern „ zu misbrauchen? Ob derjenige die Welt verlassen „ habe, welcher aus Habsucht falsche Zeugnisse, Eid„ schwüre, geitzige Richter, und Sachwalter erkauft?

„ was von jenen zu halten sei, welche heilige Reli-
„ quien herumtragen, aus vorgeblicher Liebe Gottes
„ neue Kirchen erbauen, und, wen sie nur immer
„ können bereden, sein Vermögen dazu zu geben? Was
„ für einen Nutzen jener Hirt der Kirche Gottes schaf-
„ fe, welcher mehr darauf sieht, viele, als gute Un-
„ tergebene zu haben, mehr auf das gute Gesang, als
„ den guten Wandel seiner Geistlichen dringt? Ob-
„ schon das gute Kirchgesang nicht zu verachten ist
„ so ist doch ein schlechtes Gesang erträglicher, als ein
„ schlechter Wandel; die Erbauung schöner Tempel hat
„ zwar ihren guten Grund für den alten Bund, doch
„ für den neuen gehört eigentlich ein erbaulicher Wan-
„ del. Wenn es Pflicht ist Christo, und seinen Apo-
„ stel nachzuahmen, so muß in der Kirchenzucht eine
„ grosse Veränderung veranstaltet werden. „ Aus die-
sem Entwurf des Kaisers läßt sich mit Gewisheit schlies-
sen, daß die Reichthümer, und weltliche Hochheiten
die Bischöfe, und Priester zu Weltkindern, und schänd-
lichen Heuchlern gemacht haben, und daß er auf ihre
Zurechtweisung den Bedacht genommen habe. Nach
seinem Tode waren seine Nachfolger eben so sehr für
die Aufklärung besorgt, allein eben so vergeblich. Es
fehlte ihnen allen, wie dem grossen Karl, an wahren
evangelischen von dem römischen Sisteme unabhängigen
Lehrern. Man folgte lieber einem Sisteme, welches die
Reichthümer und zeitliche Macht der Klerisei begünstigte, als
jenem, welches sie verachten lehrt. Zu Karl des kahlen Zei-
ten war es schon eine Schande sich auf Wissenschaften zu
begeben. Hundert Jahre nach Karls Tod war das
Konzilium zu Trosleja, welches vom Heriveus Erz-
bischof zu Rheims mit seinen Suffraganbischöfen gehal-
ten wurde, offenherzig genug das Verderbniß der fränki-

lischen Geistlichkeit einzugestehen. Nachdem dieses Konzilium die feindlichen Verwüstungen, und das Lasterleben der Christen geschildert hatte, wendete es sich an die geistlichen Vorsteher mit diesen Worten: " Damit „ wir uns selbst nicht schonen, die wir die Pflicht tra„ gen anderer Menschen Fehler zu verbessern, die wir „ Bischöfe genannt werden, und die bischöflichen Pflich„ ten nicht vollziehen. Wir vernachlässigen das Pre„ digamt, wir schweigen, und retten jene nicht, wel„ che in ihren Lastern darben. Ermahnen wir sie „ schon zuweilen, so werffen sie uns vor, daß wir „ ihnen unerträgliche Lasten aufbürden, selbst aber kei„ nen Finger bewegen wollen. Bei unserm Schweigen „ geht die Heerde zu Grund. Wo ist einer, der sich „ durch unsre Ermahnungen von seinem Geitze, Hof„ farth, oder Geilheit bekehrt hätte! „ Dies ist in der That ein unverwerfliches Zeugniß von dem Verderbnisse jener Zeiten. Da man endlich anfieng auf den Schulen die sieben freien Künste, das römische Recht, und die falschen Dekretalen zu lehren, sank das Bibelstudium, die evangelische Wissenschaft ganz herab, bis endlich die Bibeltheologie zur Schande wurde, nachdem ein Bischof zu Paris, und ein Dominikaner die geistlichen Wissenschaften nach dem Sistem des Aristoteles eingeführt haben, welches so dunkel es auch immer war, durch die Fackel des heiligen Dominikus mehr, als durch feurige Zungen des heiligen Geistes beleuchtet, und begreiflich wurde.

Oberst. Ich verstehe, was Sie sagen wollen, und bin Ihnen sehr verbunden für die Beschreibung der Kirchenverfassung, welche Deutschland im achten Jahrhundert zum ersten Grunde der Religion empfangen hat. Wenn Sie auch gar keinen Zeugen hätten, daß

in

in jenen Zeiten das Geldopfer zur Messe in die Übung gekommen sei, würde schon aus der Beschaffenheit der Zeiten, und der Priester die Vermuthung gegründet sein, daß sich der Christ mit Wein, Brod, Wachs oder Hönigopfer bei den reichen, und dummen Geistlichen sehr schlecht würde empfohlen haben; und da Bonifaz selbst Priester weihete, die wenigstens eine Zeitlang zu nichts anderen, als zum Messelesen taugten, folglich keine Pfründen hatten, mag ihnen das tägliche Messestipendium sehr wohl behaget haben.

Pf. Obschon sie gemeinschaftlich lebten, und ihren Unterhalt von dem Bischofe zu beziehen hatten, konnte ihnen doch Bonifaz das Messegeld eben so wohl zusprechen, als es der Bischof Chrodogang seiner Priestergemeinde in eben diesen Zeiten zugesprochen hat. Der heil. Augustin kam bei beiden in keine Betrachtung.

Oberst. Leben Sie wohl, bester Herr Pfarrer! ich wünsche Ihnen vergnügte Ruhe.

Pf. Got segne Sie, Herr Oberster, ich empfehle mich.

Vierter Abend.

Der Oberste, Pater Lorakus ein Kapuziner, der Pfarrer.

Oberster.

Ihr Diener Herr Pfarrer. Heut bin ich recht sehr müde von der Jagd. Meine Frau ist nach der Tafel auf den Sonntagberg wahlfahrten gefahren; und der Pastor hat sie aus Fürwitz incognito dahin begleitet. Setzen wir uns unter Ihre Kastanien: Was haben Sie hier für einen Kapuziner?

Pfarrer. Er ist mein alter Freund, und nennt sich Pater Lorakus. Da er von Wien nach Oberösterreich geschickt wird, macht er mir das Vergnügen im Vorbeigehen einige Tage bei mir auszuruhen.

Oberst. Nun das freuet mich Ihren Freund in unser Gesellschaft zu haben. Die Kapuziner liebe ich vor anderen Ordensgeistlichen; sie sind gute einfältige Leute, die keine Ketzereien aufbringen.

Kapuziner. Davor hat der liebe Gott unsern heiligen Orden noch immer bewahret, und zwar mehr als die jansenistischen Orden der Augustiner, und Dominikaner. Wir glauben in Einfalt unsers Herzens alles,

was

was die heilige, römische, katholische Kirch glaubt, und zu glauben befiehlt, es sei gleich in der Bibel geschrieben oder nicht. Bei diesem Glaub ist man immer von den Ketzereien sicher, welche aus der dunkeln Bibel entstehen.

Oberst. Haben Sie in ihrem Kloster zu Wien nichts gehört von der dringenden Vorstellung wider die Halbguldenmesse, welche der Herr Pfarrer herausgegeben hat?

Kapuz. Mehr, als mir lieb war. Meine Mitbrüder liessen sich so sehr dagegen aufbringen, daß sie die Abhandlung für ein Blendwerk, und den Verfasser für einen unwissenden, in der Theologie, und Historie ganz unbewanderten Mann erklärten.

Oberst. Sehen Sie Herr Pfarrer, was ich Ihnen gesagt hab; Sie haben die Geistlichkeit wider sich empöret.

Pf. Nicht die ganze, mein Herr Oberster, sondern nur jenen grossen Theil, welcher den Kapuzinerglaub hat. Ich wollte mir auch die Schande nicht wünschen von diesem Theil die Gutheissung meines Werkes zu erlangen. Der Abbè Bellegarde hat eine Schrift auf der Stelle verbrannt, weil sie einem Schneider gefiel. Moliere hatte die Gewohnheit jene Theaterstücke, die er für den niedrigen Pöbel zu Paris bestimmen wollte, seiner Köchinn vorzulesen; wenn diese darüber lachte, so war er im voraus versichert, daß selbe dem Pöbel angemessen seien.

Kapuz. Nicht alle meine Mitbrüder sind Schneider, und Köchinnen. Wir haben doch einige Patres unter uns, die zu Rom gewesen sind, und etwas verstehen. Zu Rom, sagten sie, im Angesichte des höchsten Statthalters Christi, und aller gepurpurten Väter herrschet

der löbliche Gebrauch Messen zu zahlen, und von der Messe zu leben. Was in Rom gut, und recht ist, kann doch kein katholischer Christ ohne Vermessenheit misbilligen. Wäre es wohl möglich, daß die allgemeine, untrügliche Lehrmeisterinn, die römische Kirche das Messezahlen erst in späteren Zeiten aufgebracht haben könnte, wenn sie diesen Gebrauch von den Aposteln durch die Tradition nicht empfangen hätte? So sagten unsre Patres; Andere, bei denen sie sich Raths erholet haben, sagten es auch.

Oberst. Sie aber, mein Pater, was sagen Sie dazu?

Kapuz. Ich bin in Verlegenheit. Einerseits habe ich aus langer Bekanntschaft das Vertrauen zu dem Hrn. Pfarrer, daß er nichts ohne guten Gründen schreibe; anderer Seits stehen mir die Einwürfe meiner Mitbrüder entgegen. Ich bin zwar begierig auf die Wahrheit, fürchte aber auch durch Grüblereien, und Untersuchungen in eine Ketzerei zu verfallen.

Pf. Lieber Freund, das Messezahlen ist ein Stück der Kirchenzucht, kein geoffenbarter Glaubensartickel. Denken Sie denn, daß man die Kirchenzucht nicht angreifen, und aus der Kirchengeschichte beurtheilen dürfe? Wenn dies Ketzerei wär, wehe unsren größten Kirchenlehrern, und besonders dem heiligen Bernhard. Wenn es dem Herrn Obersten gefällig ist, so will ich dem Pater Lorakus zu lieb den Gang entwickeln, welchen die alten Opfergaben genommen haben bis sie zum Stipendium worden sind.

Oberst. Thun Sie dies Herr Pfarrer, ich bin selbst begierig auf die Spuren zu kommen.

Pf. Uber das, was ich Ihnen zu sagen schon die Ehre gehabt hab, und was ich dem Pater Lorakus, wenn wir alleine sind, noch nachholen werde, muß ich Ihnen sagen, daß das Messegeld durch Umstände zur hipothetischen Nothwendigkeit worden sei. Anfänglich opferte jedweder Beiwohner der Messe ein ganzes Brod, uud etwas Wein: Aus der ganzen Messe des Brods, und Weins wurde nicht mehr zum Messeopfer genommen, als zur Kommunion des Priesters, seiner Altardiener, und des Volks nöthig war. Alles übrige blieb den Priestern, und den Armen zum Antheil ihres Unterhalts.

Schon im 5ten Jahrhundert lieset man bei dem heiligen Epiphanius 1.) und im 6ten bei dem heiligen Gregor 2.) daß das gemeine Hausbrod zur Kommunion nicht mehr üblich war, sondern daß man kleine runde Brodbissen eigentlich dazu gebacken habe, welche endlich mit der Zeit die Gestalt jener Hostien bekamen, deren wir uns heut zu Tage bedienen. Die kleine runde Brodbissen wurden statt des Hausbrods zur Messe geopfert, ein Diakon empfieng sie, und trug sie auf dem Altare wo sie gebrochen wurden. Sie müssen damals noch nicht so klein, wie die unsrigen gewesen sein, weil man sie brechen konnte. Daher hat man die Brechung des Brods der Einsetzung gemäß buchstablich vollziehen können. Nachdem aber die kleinen Brodstückchen gar zu Blättchen geworden, welche einem Papier ähnlicher als einem Brode sind, bricht man sie gar nicht mehr, sondern stellet sich die Brodbrechung

in

1.) S. Epiph. in Anchor.
2.) S. Greg. l. 4. Dial.

in jener grösseren Hostie vor, welche der Priester für sich alleine bricht; man isset, und käuet sie auch nicht mehr, wie eine gewöhnliche Speise, (was eigentlich manducare heißt) sondern man verschlucket sie.

Die zarten Brode, oder Hostien mußten von verschiedenen Händen auch sehr verschieden verfertiget werden. Ein gleiches Brod zur Kommunion, und Messe zu bekommen, nahmen die Priester das Geschäft die Hostien zu backen selbst auf sich, und die Christen opferten nur das Mehl dazu. Mabillon liefert uns die Urkunden vieler Schankungen, und Testamente, welche in jenen Zeiten auf Aecker, Waiz, Mehl und Wein, ja sogar auf das Holz die Hostien zu backen gemacht worden sind; und den Benediktiner Mönchen muß man den Ruhm zukommen lassen, daß sie die Zubereitung des Brods, und Weins zum Sakramente immer als eine heilige Ubung behandelt, und durch ihr erbauliches Beispiel Könige, und Königinnen zu dieser frommen Arbeit verleitet haben.

Allein auch durch das Mehlopfer war der Zweck gleichzarte Hostien zu haben, und überall zu haben noch nicht erreichet. War das Mehl verschieden, so waren es auch die Hostien; wollte man aber das verschiedene Mehl in eine Masse vermengen, so konnten die zarten Hostien, die man wünschte, daraus nicht entstehen. Diese Ungemächlichkeit zu beheben, wurde endlich Geld statt des Mehls geopfert, wofür die Priester die Anschafung des Mehls auf sich nahmen. Eben dieses geschah auch nach dem Verhältniß mit dem Wein.

Diese Veränderung heißt nun in der Sache selbst nichts anders, als die alten Opfergaben mit Gelde ablösen.

Hier, und zwar im 8ten Jahrhundert ist der Zeitpunkt, da diese Ablösung ihren Anfang genommen hat. Dies ist von allen Forschern der Liturgie allgemein angenommen. " Gleichwie nun, spricht der gelehrte Abt „ Gerbert 1.) die alten heiligen Opfergaben in das „ Geld übergiengen, so gieng endlich auch das Geld „ in ein bestimmtes Stipendium über. „ Nur zweifelt er, ob jener Kanon des Konziliums zu Mainz vom Jahre 813, welcher auf die Opfergaben dringet, von den alten Naturalopfern, oder von dem neuentstandenen Geldopfer zu verstehen sei. So viel ist indessen gewiß, daß man der Übung des Bischofs Chrodogangs, welcher das Geldopfer seinen Priestern überlassen hat, nicht allgemein beigepflichtet, sondern dasselbe nach Lehre des heiligen Augustins den Armen zugeeignet habe. Wir wollen hierüber einen sehr redlichen Schriftsteller aus dem 9ten Jahrhundert den Honorius von Autun vernehmen. " Nach alten Herkommen, spricht „ er 2.) haben die Priester von jeglicher Haushaltung, „ wie es bei den Griechen annoch gewöhnlich ist, das „ Mehl empfangen, und aus demselben das heilige „ Brod verfertiget, welches sie für das Volk opferten, „ wandelten, und austheileten. Alle, welche das Mehl „ geopfert hatten, wohneten der Messe bei, und für „ sie wurde im Messekanon die Bitte gesprochen: Ge„ denke o Herr der Umstehenden, die dir dieses Lob„ opfer darbringen. Nachdem aber die Christen an der „ Zahl zu- und an der Frömmigkeit abgenommen ha„ ben, ist wegen ihrer Lauigkeit verodnet worden, daß,

„ wer

1.) Gerb. liturg. Alem. T. 1. p. 321.
2.) Gemma anim. C. 88.

„ wer immer kann, alle Sonn- und Festtage, oder „ wenigsten dreimal im Jahre das heilige Abendmahl „ empfangen solle. Da nun das Volk das heilige „ Abendmahl seltner empfieng, und es nicht mehr nö- „ thig war grosse Brode zu haben, hat man kleine „ Brode in der Grösse eines Stücke Münz gestalten, „ und endlich auch an ihre Stelle eine wirkliche Mün- „ ze opfern lassen; doch muste die geopferte Münze „ den armen Gliedern Christi, oder zum Aufwand „ der Messe gewidmet werden. „ Aus dieser Stelle sind zwei merkwürdige Stücke zu entnehmen. Erstlich ersehen wir, daß vom Geldopfer alles den Armen und der Kirche, den Priestern aber wider die Ubung Chro- dogangs nichts zugekommen sei. Zweitens ersehen wir, daß im 8ten, und 9ten Jahrhundert zwar die Gattung der Opfergaben, doch nicht ihr Zweck verändert war. Kein Christ, er mochte Speis- oder Geldopfer ge- bracht haben, hatte damal noch die Absicht die Messe, wozu er etwas geopfert, für sich halten zu lassen. Es wurde nicht ein einziges Stück Münze von einem ein- zigen, sondern viele Stücke von vielen geopfert; mit- hin hatte keiner vermög seines Opfers einen vorzüg- lichen Anspruch auf die Messe zu machen. Von einer besondern Messefrucht für die Opfergabe träumete noch kein Christ, und kein Priester. Der Christ sprach noch nicht: Priester, hier hast du meine Opfermünze, für welche du die Messe für mich, und nach meiner Ab- sicht appliziren mußt; der Priester verhieß für die Münze noch keine besondere, rechtliche Frucht, sondern wie es die alten salzburgischen, und illirischen Messe- bücher, die in das achte Jahrhundert zurückfallen, erweisen, sprach der Opfernde, dir mein Erschafer bring ich dieses Opfer, damit du mir, und allen

Lebendigen und Todten die Sünden verzeihest: Der Priester hingegen: Nimm an o heiligste Dreifaltigkeit dieses Opfer deines Dieners, damit es zu deinem Angesicht mit Wohlgefallen aufsteige.

Zum Unglück war das Geldopfer viel zu reizend, als daß es die Priester entbehren, und den Armen geben wollten. " Die Priester, bemerket Christian Lupus „ einer unsrer vorzüglichsten Gelehrten 1.) wollten sich „ ihres alten Rechts (obschon sie schon begütert wa„ ren) auf die Opfergaben nicht begeben, sondern eig„ neten sich allmählich (pededentim) das Geld, wie „ die Opfergaben zu. Das Volk aber, welches seit „ langer Zeit wider den Geiz, und die übermäßigen „ Einkünfte der Geistlichkeit schrie, hörte endlich auf „ Geld zu opfern ausser bei den Leichbegängnissen. Nun „ mehrten sich aber Kirchen, in den Kirchen die Al„ täre, bei den Altären die Messen, und die Priester „ bis in das unendliche. „ In diesen Umständen, da sich die Priester mehreten, und das Geldopfer ausser Ubung war, hatte der Christ kein bequemlicheres Mittel seine Opfergabe zu reichen mehr übrig, als dem Priester ein Stückgeld auf die Hande zu geben; dieser hingegen sein Stipendium nicht umsonst einzunehmen bedurfte keines grossen Studiums dem armen Layen die alberne Meinung beizubringen, daß er die ganze Frucht der Messe, wozu er allein geopfert hatte, allein erwerbe, welche er, wenn viele mit ihm geopfert hätten, nur in einem geringen Antheil würde erworben haben.

Hier

1.) Chr. Lup. Diff. proëm. ad T. 3. Concil. C. 11.

Hier haben Sie nun mein lieber Pater Lorakus den Gang, welchen die Opfergaben vom Brode und Wein bis auf das Geldopfer, und endlich bis auf das Stipendium genommen haben, und den Ursprung der tollen Meinung von einer besonderen Messefrucht des Zahlers, welche das Stipendium fortgepflanzet hat. Ich hab Ihnen nichts anderes gesagt, als was ich aus Mabillon, Muratori, Thomaßin, dem Kardinal Bona, und anderen gelehrten, katholischen Schriftstellern gezohen habe.

Kapuz. Den Gang der Opfergaben begreife ich sehr wohl, nur daran zweifle ich, ob E. H. die Meinung, welche dem Zahler eine besondere Messefrucht zuspricht, mit Recht eine tolle Meinung nennen können, da selbe doch zu Rom, und in allen Bißthümern nicht weniger, als in unsren Ländern allgemein, und herrschend ist.

Pf. In Meinungen muß man nicht auf die Zahl der Menschen, und ihrer Köpfe, sondern auf das Gewicht der Gründe sehen, sonst ist man unvermerkt ein Probabilist. Viele tausende eigennützige Miettheologen machen ihre Meinung nicht zur Meinung der Kirche, welche oftmal unter den wenigsten steckt. Ja die Kirche selbst kann theologische Meinungen nicht zu Glaubenslehren machen. Ich bin aber auch der erste nicht, welcher die Meinung der besonderen Messefrucht, mit dem Nahme der Tollheit bezeichnete: Der berühmte Wallfried ist mir lang zuvorgekommen. Hören Sie diesen offenherzigen, wahrheitliebenden Benediktiner, einen Zeitgenossen dieser aufkeimenden Meinung. Die Gewohnheit einem armen, dürftigen Priester ein Stipendium zu seinem Unterhalt zu reichen tadelt er keines-

neswegs, " aber dies schreibt er 1.) ist kein geringer
„ Irrthum, daß manche dafür halten, sie könnten dem-
„ jenigen, der Geld opfert, nicht vollkommen genug
„ thun, wenn sie nicht für jedwedern eine besondere
„ Messe aufopferten, gleich als könnten sie nicht eine,
„ und eben dieselbe Messe für alle Lebendige, und Todte
„ zusammen aufopfern; da wir doch wissen, daß ein
„ einziger für alle gestorben, und daß nur ein Brod
„ und ein Blut sei, welches die allgemeine Kirch
„ opfert. Wenn es doch einem Priester gefällig ist für
„ einzele Personen einzele Messen zu lesen, so thu er
„ es in der Absicht seine eigene Andacht, und seine
„ Gebette zu vermehren, nicht aber aus toller Mei-
„ nung als wäre das Opfer keine allgemeine Arznei. „

Kapuz. Diese Stelle des Wallfrieds widerspricht freilich wohl der theologischen Meinung, und von dieser Seite könnte ich ihr beipflichten; allein es stehn, ihr die Entscheidungen der Päpste Urbans VIII, und Alexanders VII. entgegen, welche uns Kapuzinern sehr gewissenhaft eingeschärft werden, die Messefrucht nicht unter mehrere Zahler zu vertheilen.

Pf. Diesen Einwurf hab ich in der dringenden Vorstellung schon beantwortet, wohin ich Sie auch verweise. Der Kardinal Bona, welcher in seinen ruhmvollen Werken sehr sorgfältig darauf sieht alle römische Entscheidungen bei ihren Ehren zu erhalten, bemühet sich die Entscheidungen dieser zween Päpste wider den Wallfried geltend zu machen. " Wallfrieds Meinung, spricht er,
„ war nur für seine Zeiten gangbar, sie ist es aber

1.) Walf. Strabo de reb. eccl. C. 22.

„ für die unsrigen nicht mehr. Die Zeiten, und Sit-
„ ten sind jetzt anderst beschaffen, und jederman weis,
„ was der apostolische Stuhl hierüber verordnet hat. „
So spricht er, und so muste er als Kardinal sprechen. Wir können dem Bona mit aller Ehrfurcht, die man seinen grossen Verdiensten schuldig ist, entgegen sprechen: Dies ist eben unsre betrübte Klage, daß wir von den alten schönen, und reinen Sitten abgegangen, und weit schlechtere angenommen haben. Mich däucht, der Kardinal Bona würde die dem Alterthume widersprechende Entscheidungen der zween Päpste weit besser gerettet haben, wenn er, wie einst Christus zu den Juden, gesprochen hätte: Dies haben euch die Päpste wegen der Härte eures Herzens zugestanden, aber im Anfang wars nicht so. Wenn Rom die gute, die treue Mutter ist, für welche sie gehalten sein will, soll sie ihre deutschen Kinder an der Hande auf jene alte schöne Zucht zurückführen, auf welche sie itzt zurückzukehren wünschen. Sie sind keine unmündige Kinder mehr, welche das Feuer, das Messer, und was ihnen schädlich ist, nicht kenneten; sie sind volljährig, mannbar, aufgeklärt, sehen die Haushaltung der Mutter wohl ein, wissen was sie ihnen vermög des Vaters Willen schuldig sei, und berufen sich jetzt, nicht auf die mütterliche Haushaltung vom achten Jahrhundert, sondern lediglich auf das gültige Testament des Vaters.

Kapuz. Können E. H. mit Rechte begehren, daß die Mutter bei jener Haushaltung immer bleiben soll, bei einer Haushaltung, welche jenen Drangsalen gemäß war, worinnen sie ihr Bräutigam Christus bei seiner Rückfahrt hinterlassen hat?

Pf. Nein, dies kann ich nicht verlangen. Aber Christus, und seine Apostel haben Gründe angelegt, welche auf die Zeiten der Drangsalen, und der Ruhe passen, allgemeine Gründe, die auf alle mögliche Situationen der Kirch anwendbar sind. Diese, und nicht willkührige, absichtliche Veränderungen müssen die Regeln der Sitten, wie des Glaubens, und der Leitfaden der Zucht bleiben. In unsrer Materie ist das Wort Christi, gebt umsonst hin, was ihr umsonst empfangen habt die Grundregel für alle Zeiten: Oder glauben Sie mein Pater, daß er die Uneigennützigkeit nur der alten armen Kirche zur Zeit ihrer Drangsale, nicht aber der jetzigen reichen Kirche anbefohlen habe?

Kapuz. Aber um Gotteswillen! Was reden E. H. vom Eigennutze? Bekennen denn nicht alle Theologen, daß man aus Eigennutz nicht Messe lese, weder die Messe um einen zeitlichen Gewinn verkauffe?

Pf. Dies bekennen sie zwar zum Schein mit Worten, in der That selbst aber lassen sie sich für die Messe bezahlen, und ohne Bezahlung bekömmt niemand eine Messe von ihnen. Lassen sie ein armes Bürgersweib in die Sakristei, ich will nicht sagen der armen Kapuziner, sondern der Metropolitankirche gehen, eine heilige Messe für die abgeleibte Seele ihres Ehemanns zu begehren, und sehen Sie zu, wie sie der Direktor, wenn sie selbe ohne Bezahlung verlangt, grob, höflich, oder höhnisch abfertigen werde. Meine Theologie sagt mir, die Messe sei nicht zu verkauffen, und meine Vernunft sagt mir, eine Sache um Bezahlung hingeben seie eben so viel als verkauffen, oder verhandeln. Tausend Wendungen, und Deutungen sind nicht vermögend diesen hellen Begriff zu benebeln. Es ist ganz vergeblich die Messemiethe länger zu beschöni-

gen, oder zu vertheidigen, nachdem ihr Greul, und ihre böse Folgen offenbar sind. Der gelehrte, und hochverdiente Benediktiner zu Lambach in Oberösterreich, P. Oberhauser hat von der Messemiethe mit wenigen Worten alles gesagt, was viele rechtschaffene Männer weitläuftig davon gesagt haben. " Unter den löblichen „ Gewohnheiten ist das Messegeld die gangbareste; „ eine Gewohnheit, aus welcher bei ihrem Ursprung „ Verwüstungen aufgelobert sind, welchen sich Konzilien „ widersetzten. „ 1.) Dies ist redlich gesprochen: Der gelehrte Mann läugnet die Verwüstungen nicht, und rettet zugleich die allgemeine Kirche von dem schimpflichen Vorwurf, der nur auf ihre geitzige, unbändige Priester fällt. Leider! In eben jenem Zeitpunkt der auflodernden Verwüstungen hat Deutschland die christliche Religion mit allen ihren Misbräuchen empfangen, wovon die Konzilien nicht mächtig genug waren sie zu reinigen. Es macht einer Kirche gar keine Ehre, wenn sie sich rühmet in ihrer ursprünglichen Reinigkeit vom achten Jahrhundert zu sein; denn dies heißt eben so viel, als daß sie die Religion von den Schlacken jenes Zeitalters noch nicht gefeget habe.

Oberst. Erlauben Sie mir Herr Pfarrer: Bei der kaiserlichen Armee wird das Exercitium in Waffen immer vollkommener; der Officier, der sich auf das alte Exercitium vor hundert Jahren berufte, würde sich auf ein weit schlechteres beruffen. Könnte man dies nicht auch von jenen sagen, welche sich immer auf die alte Kirch beruffen?

pf.

1.) Thomass. abbr. P. 3, C. 4. N. 2.

Pf. Keineswegs. Zwischen Religion, und Wissenschaften ist ein grosser Unterschied. Wissenschaften und Künste sind in ihrem Ursprunge äusserst roh, und gelangen nur durch Zeit und Fleiß zu ihrer Vollkommenheit. Bei den Werken Gottes der Schöpfung, der Offenbahrung, der Kirchstiftung ist es umgekehrt; dies sind Werke der Meisterhande, aus welcher sie vollkommen gehen, Meisterstücke, die von Menschenhänden nicht verbessert, auch nicht zerstöhret, wohl aber verunstaltet werden können.

Kapuz. Das Messezahlen hat gewis das wenigste beigetragen die Religion zu verunstalten, wenn es doch wahr ist, daß sie verunstaltet sei.

Pf. O mein Pater, recht sehr ist sie verunstaltet; ja ich glaube, wenn heut die Apostel und die erste Christen aufstünden, so würde man sie bereden müssen, daß unsre Religion die ihrige sei. Aus unsern Sitten würden sie dieselbe nicht mehr kennen. Eine Menge der heutigen Geistlichen kennen freilich die Veränderung nicht, weil sie glauben alles sei allzeit so gewesen, wie es jezt ist. Woher hätten sie aber auch dieses Kenntniß nehmen müssen, da man sie in aller scholastischen Dummheit erzohen, und aller guter Bücher durch Bannflüche beraubet hat? Erinnern Sie sich nur selbst auf die Zeiten unsrer Jugend, und denken Sie zurück, was für dumme, erzdumme Leute Wien, und Passau auf das blosse Messelesen geweiht habe. Der Kardinal Damian erzählt 1.) einen Priester gekannt zu haben, der die deutlichste Schrift nicht einmal buch-

1.) Pet. Dam. Opusc. 47, C. 2.

stabieren konnte, und dennoch aus blosser Brodnoth täglich seine Messe aus einem geschriebenen Messebuch (gedruckte hatte man noch nicht) herausneckte. Wie wird dieser Priester sein damaliges Brevier, wie wird er die Bibel zusammbuchstabirt, wie wird er geprebigt haben? Die Priester, welche vor 30, 40 Jahren geweiht wurden, waren nicht viel gelehrter. Lesen konnten sie zwar, doch wenn sie nur etwas Latein verstanden, so hatten sie gar keine Ursache ein anderes Buch ausser dem Brevier, dem Messebuch, und der Moral des Busenbaums lesen zu können, der Titulus Mensæ, oder ein Klostertitel ersezte den Mangel anderer Wissenschaften, und stellte den Bischof sicher, daß man ihm den untüchtigen Priester zu versorgen nicht aufbürden könne. Die liederliche Sittenlehre des Busenbaums war die Wissenschaft, welche von einem Priester, und künftigen Volkslehrer erfordert wurde. Wir zwei selbst, Sie, und ich sind mit dieser einzigen Wissenschaft an den Altar, und zur Kanzel gelanget. Die Kirchengeschichte des Fleury, und den römischen Katechismus, welchen mir der Graf von Khevenhiller geliehen, las ich 1747 verstohlner Weise mit hundert Vorwürfen meines Gewissens: Und wie sehr warnete mich der Graf, diese Bücher heimlich zu halten, damit ich ihm keine Verdrüßlichkeiten auf den Hals ziehe! Einen guten Klerus zu bilden hat die höchstseelige Kaiserinn die Reformation der Studien nöthig befunden, und selbst die Hand angelegt, da sie aber Reformatoren bestellete, welche der Reformation selbst bedürftig waren, bekam die Reformation einen sehr unmerklichen Fortgang. Die medizinischen, und juridischen Fakultäten schwangen sich feurig empor, weil sie rechtschaffene Männer zu Direktoren hatten: Die theologische,

und philosophische Fakultäten aber, an deren Spitzen Jesuiten standen, blieben in ihrem vorigen, doch etwas vergoldeten Elend stecken. Aus diesen Schulen tratten nun nebst einem grossen Schwarm ewiger Messeleser, Bischöfe, Domherrn, Konsistorialräthe, Dechante, Pfarrer, und Ordensleute hervor, welche heut zu Tage in ihren geistlichen Aemtern die Hierarchie verwalten: Diejenige unter ihnen, die sich durch privat Fleiß, und Gelegenheiten nicht verwendet haben, die ihre Schultheologie nicht abgelegt, auf Bibel, Hermeneutik, Geschichte, Väter, und besonders auf den Schlüssel zu allen Wissenschaften, das ist auf eine gesunde, natürliche Menschenphilosophie sich nicht beflissen haben, diese sind jezt die Lehrer — was für Lehrer? Da mögen Sie den Kaiser, und seine Minister darüber fragen. Warum hat denn die sorgfältige, liebe Mutter Rom, wie jede andere Mutter auf den Unterricht ihrer Kinder niemal gedrungen? Hat sie ihre Unwissenheit nicht erfahren können, da doch immer ein päpstlicher Nuntius mit sehr offenen Augen in Wien wachete? Mein Pater, ich denke nicht zu irren, wenn ich urtheile, daß man die Unwissenheit der Geistlichen vorsetzlich übersehen habe, um nur eine Menge solcher Leute in den Priesterstand zu bekommen, welche aus Mangel aller Tüchtigkeit ihr Brod zu gewinnen gezwungen waren dem natürlichen, unsträflichen Hange zum Ehestand zu entsagen, und den unnatürlichen, ehelosen Priesterstand zu ergreiffen; der Zweck war kein anderer, als die unbeweibte Truppen Roms, welche vom Landesfürsten weniger, als vom Papste abhängig sind, zu vermehren, und durch das Stipendium vom Staate besolden zu lassen.

Kapuz. Truppen Roms! was für ein harter Ausdruck!

Pf. Aber gewis ein treffender, denn diese Truppen wurden vom Staat erhalten, und erkannten keinen anderen Oberherrn als den Papst. Der Kardinal Bellarmin hat ja behauptet, daß die Geistlichen das Laster der beleidigten Majestät zu begehen unfähig seien, weil sie keine Unterthanen der Fürsten wären. Diese Truppen schüzten das Interesse Roms, wenn die Fürsten nicht mächtig genug waren, durch Waffen, und Aufruhren, wovon Frankreich, England, Böhmen, und das ganze Deutschland Zeugen sind; waren aber die Fürsten mächtig genug, so schüzten sie dasselbe durch geheime Unterhandlungen, durch Schriften, Predigen, den Beichtstuhl, und andere Schleichwege. Rom hatte alle diese Truppen zu seinen Diensten fertig, und erhielt sie durch Pallien, Purpur, Exemptionen, Privilegien, Ehrenstelle, Vorzüge, Gnaden und Titeln in der Pflicht, gewann aber auch doppelte Vortheile, erstlich ungeheure Summen für die Gnaden einzuziehen, zweitens die Truppen in fremden Solde zu halten.

Was thaten aber diese Truppen in Absicht auf das Volk, welches ihnen die Verpflegung reichte? Nichts anderes thaten sie, als was dienlich war ihre Verpflegung zu vermehren; gerade das Gegentheil des uneigennüzigen Kirchenalters, gerade was dem ursprünglichen Geiste, und den Ubungen der reinen Kirche zuwiderläuft. Doch was sage ich von dem ursprünglichen Kirchengeiste? Sogar der Verfassung der ersten deutschen Kirche, so mangelhaft sie auch war, handelten sie entgegen. Die deutschen Kirchengesäze verpflichten durch die Verordnung Karls des Grossen jeden Christen, der keine wichtige Hinderniß hat, am Sonntage

tage dem allgemeinen Gottesdienst seines eigenen geistlichen Vorstehers beizuwohnen. Dieses Gesez war lang vorher auf dem Konzilio zu Sardika gemacht, welches im 15ten Kanon so gar einen reisenden Bischof verband dem sonntägigen Gottesdienst in Gemeinschaft der nächsten Pfarrgemeinde abzuwarten. Unter dem Gottesdienst verstand man die Messe, die Predig, das allgemeine Gebett, und die Kommunion. Jezt aber versteht man unter dem Gottesdienste nichts weiter, als eine einfache lateinische Schleidermesse eines jeglichen Miethpriesters; die Mönche, und Kuttenbrüder machten es zweifelhaft, wer der eigentliche Priester, oder Vorsteher sei, und statt des nothwendigen Unterrichts bei der Messe weidete man das Volk mit mystischen, glänzenden, und unverständlichen Ceremonien; ja selbes auch noch von der Aufmerksamkeit auf die lateinische Messe zu zerstreuen, ward es zur festlichen Andacht zugleich auf allen Nebenaltären Messen zu lesen. Die Konzillen zu Mainz, und zu Kölln haben im Jahre 1549, und Kaiser Karl V. hat in der Reformationsformel 1550. ausdrücklich verboten unter der Hauptmesse keine Nebenmessen zu lesen, damit das Volk nicht zerstreuet werde. Das Konzilium zu Herzogenbusch befahl allen Kirchen, und Klöstern die Messen in die Stunden einzutheilen, damit durch die vielen Messen zu einer Zeit das Haus Gottes ihre Zierde, und die Geheimnisse ihr Ansehen nicht verlieren. Jezt hält man die vielen Messen zugleich für eine Andacht, für eine festliche Zierde der Kirch, für Beförderung der Geheimnisse, und man beharret so unbeugsam darauf, daß man wider Joseph II. wenn er die alten Verordnungen der Konzillen, und seiner grossen Vorfahrer aus dem Staube der Vergessenheit

her=

hervorzieht, wo nicht öffentlich schreiet, doch in der Geheime murret. Unwissende erzdumme Miethmeßler, die Zunft der Idioten unterstehen sich wider so heilsame, und doch unzulängliche Verordnungen als über schädliche, religionswidrige Neuerungen zu klagen.

Die Unwissenheit auch bei dem Volke zu befördern haben Päpste, und Bischöfe die untrüglichsten Mittel angewendet. Nebst dem, daß das ganze Schulwesen der Jugend, und der katechetische Unterricht im äussersten Verfall waren, haben sie dem erwachsenen rohen Volke die anzüglichsten Gelegenheiten dem pfarrlichen Gottesdienst auszuweichen an die Hande gegeben, und alles Fleisses begünstiget, indeme den Kloster = und Wahlfahrtskirchen öffentliche Gottesdienste mit einer Menge sehr bequemlicher Stillmessen zu halten gestattet, und die Anzüglichkeit noch reizender zu machen sogenannte Gnadenbilder, Reliquien, Bruderschaften, sonderbare Ablässe, und Mirackelprediger (dies waren die Schazmeister) zugestanden worden. Dies mein Pater, Sie wissen es aus langer Erfahrung besser als mancher ihrer Mitbrüder, dies ist der einzige der tiefe Grund der rohen Unwissenheit unsers Volks, welcher mit Gewalt gehoben werden muß, wenn zur Aufklärung ein besserer geleget werden soll. Die Kloster = und Wahlfahrtskirchen waren im eigentlichen Verstand die Wechselbänke, und die Finanzkämern der Stipendien, von welchen sie mancher würdiger, armer Seelsorger tief gebükt erbetteln muste. In diesen Kirchen wirkte das Stipendium Wunderwerke, die wider alle Möglichkeit stritten, David hielt es für unmöglich, daß Bilder mit geschnizten Ohren, Augen, Maul, Händen, und Füssen hören, sehen, reden, greiffen, oder gehen könnten. Das heilige Stipendium hat alles

mög=

möglich gemacht; dies hat geschnizte, und gemahlte Bilder hervorgebracht, welche das Gebett hörten, und erhörten, Bilder, welche die Augen verdrehten, bald lieblich, bald finster dareinsahen, Bilder, welche sehr deutlich redeten, Bilder, welche wider die so heilige Kirchenimmunität ihre Räuber anhielten, Bilder, welche über Meer geflogen, aus dem Feuer herausgesprungen, wider Eisen, und Geschütze fest sind, Bilder, welche Thränen und Blut geweinet, Bilder, welche vegetabel waren, und ihre Kleidung überwuchsen. Was ist natürlicher, als daß das Volk an einem Sonntage sich etwas zu guten thue, Wunder zu sehen, Gnaden zu erhalten einer Kirche zueile, wo es alles im Uberflusse findet, was in der eigenen Pfarrkirch nicht anzutreffen ist? Was ist natürlicher, als daß das Volk nach einer Kirche wahle, wo man statt einer einfachen Singmesse, und eines sehr platten Unterrichts zehen heilige Messen in einer Viertelstunde unter einer schönen Musik, und dann eine tröstliche Mirackel- oder Bruderschaftspredig anhören konnte? Was konnte der verständige, der eifrige Seelsorger, der thätige Mann dabei thun? Die falsche Andächtelei, die Bruderschaftsübungen, Wahlfahrten, Reliquien, Mirackel, und Abläsle durfte er nicht entschleiern ohne Aergerniß zu geben, und ohne mit seiner Gefahr die päpstliche Macht anzutasten, zu welcher sein eigener Bischof geschworen hatte. Er mußte dann im verborgenen seufzen, Gott seine Noth klagen, und die Verführer des Volks, an welche sich Fürsten nicht wagen durften, so lang es Gott gefallen wird, nach Belieben schalten lassen. Der Hauffe der trägen Seelsorger hingegen fand dabei seine Rechnung, und beklagte weiter nichts, als den Mangel der Stipendien, welchen zu ersetzen mancher auf

den Gedanken verfiel ein Gnadenbild in seiner eigenen Pfarrkirch herzurichten, und Miracke! zu predigen. Ich würde grosse Unterstützung gefunden haben, wenn ich ein kleines Marienhilfbild in meiner Kirche hätte Miracke! wirken lassen, allein ich war mit dem Miracke!bildern zu Eberstorf, Kirnberg, Guttenbrunn, und Potendorf schon viel zu bekännt. Gnadenbilder, wie man sie fanatisch nennet, sind allzeit ein Verderbniß der Nachbarschaft, und der eigenen Pfarrmenge; sie ziehen das fremde Volk von ihren Seelsorgern ab, und in der eigenen Pfarre zügeln sie Unwissenheit, Aberglaub, Wucher, Müssiggang, Völlerei, und andere Laster. Jedweder unpartheilicher Beobachter wird mir seinen Beifall nicht versagen, wenn ich aus eigener Beobachtung sage, daß jene Landleute, welche kein Miracke!bild in der Nähe haben, nach dem Verhältniß ihrer Fähigkeiten besser unterrichtet, bessere Christen, bessere Hauswirthe, und mit gewissen Lastern weit weniger bekannt sind, als andere, welchen derlei Anzüglichkeiten nahe unter den Augen stehen. Und diese Bilder, welche das Volk verderben, und so schlimme Wirkungen machen, sollen Gnadenbilder sein? Credat Indiens Appella. So lang die Gnadenbilder, nnd überhaupt aller Bilderdienst, wie er jezt üblich ist, in den Kirchen bestehen wird, so lang ist auf keine Aufklärung, auf kein geistiges, thätiges Christenthum zu denken; sie werden aber eben so lang, und nicht länger bestehen, als das Stipendium bestehen wird. Fällt der Sold, alsdann fallen die geistlichen Kasernen, die Bildergarden, und mit ihnen die Bilder weg.

Oberst. Herr Pfarrer, gehen Sie in ihrem Eifer nicht zu weit, da Sie von den Bildern so allgemein sprechen, als wollten Sie dieselbe aus der katholischen

Kir=

Kirche verbannt wissen. Die katholische Kirch hat doch die Verehrung der Bilder von jeher gebilliget.

Pf. Nicht von jeher mein Herr Oberster, sondern genau von der Epoche des Messegelds, vom achten Jahrhundert hat sie nicht die Kirch, sondern Grezor II. mit Widerspruch der Kirche gebilliget, jener Papst, welcher den Grund zur päpstlichen Monarchie gelezt, und seinen geschwornen Vasallen den Bonifaz mit Bildern, und Reliquien beladen nach Deutschland abgeordnet hat. Der Bilderdienst war der Hauptmisbrauch, der von Rom in die ursprüngliche Religionsverfassung Deutschlands verflochten wurde.

Kapuz. Die Verehrung der Bilder ist gewis älter, und geht weit über das achte Jahrhundert hinaus. Ich habe unlängst eine überzeugende Abhandlung von dem Alterthume des Bildergebrauchs gelesen, die ich mir die Protestanten zu bekehren wohl gemerket hab.

Pf. Mit dieser Abhandlung werden Sie schwerlich eine protestantische Katze bekehren. Man hat zwar gewisse Merkmahle, daß es manche historische Bilder unter den Christen gegeben habe; daß sie aber von denselben einen Religionsgebrauch gemacht hätten, davon findet man keine Spure, wohl aber das Gegentheil, eine gänzliche Abneigung. Der gelehrte Jesuit Petav schreibt ganz freimüthig. 1.) Man findet in den ersten vier Jahrhunderten, daß von den Bildern wenig, oder gar kein Gebrauch gemacht wurde. Der unschätzbare Clemangis Lehrer zu Paris, welcher zur Zeit des Konziliums zu Kostanz das gründliche Buch

de

1.) De incarn. L. 15. C. 14.

de Corruptione ecclesiæ geschrieben, und mit demselben vielen Fürsten die Augen eröfnet hat, sagt 1.) die allgemeine Kirch hat beschlossen, daß in der Kirche keine Bilder aufgestellet werden sollen. Die Verehrung der Bilder, heißt es bei Polidorus Vigillus 2.) ist, wie aus dem heiligen Hieronymus deutlich zu ersehen, faßt von allen heiligen Vätern aus Furcht vor der Abgötterei verdammet worden. Man muß gestehen, schreibt Vanespen 3.) daß wenigsten in den drei ersten Jahrhunderten der Gebrauch, und die äusserliche Verehrung der Bilder in der christlichen Kirche gar nicht, oder sehr seltsam gewesen sei. Was endlich dem Alterthum des Bilderdienstes gänzlich zuwider ist, ist der 36te Kanon des uralten Konziliums zu Eliberis vom Jahre 305, welcher schlechterdings verbietet, Bildnisse in der Kirche zu haben, und dasjenige, was man verehret, oder anbettet an die Wände zu mahlen. Alle Deutungen, welche man diesem Kanone angedichtet hat, ihn zu verdrehen, haben seinen Sinn nur noch mehr erkläret. Origenes Tertullian, und Arnob bezeugen, daß Celsus, und andere Heiden die Verachtung der Bilder den Christen, als ein Laster vorgeworfen haben. Uberaus merkwürdig ist die Stelle des heiligen Bischofs Epiphanius in seinem Briefe an den Johann zu Jerusalem, welcher bei dem heiligen Hieronimus in der lateinischen Uebersetzung zu lesen ist. " Als ich, heißt „ es, in Palästina zu Anabloth in ein mit einer Lam-

„ pe

1.) De novit. Celebr. p. 151.
2.) De rer. invent. L. 6, C. 13.
3.) De ædific. Eccl.

„ pe beleuchtetes Haus, von welchem man mir sag=
„ te, daß es die Kirche sei, zu betten eintratt, fand
„ ich an der Thüre einen Vorhang, worauf das Bild
„ Christi, oder doch eines Heiligen gemahlt war. Da
„ ich nun das Bild eines Menschens in einer Kirche
„ Christi wider die Authorität der heiligen Schrift
„ hangen sah, zerriß ich dasselbe, und gab es dem
„ Kirchhüter für die Armen. Ich hielt für besser ei=
„ nen todten Leichnam darein wickeln zu lassen, als
„ es in der Kirche Christi zu sehen. Der Kirch ver=
„ schafte ich einen anderen Vorhang mit dem Befehl
„ an die Priester künftighin keinen solchen Vorhang in
„ die Kirch zu hängen, als welches mit unser Reli=
„ gion ganz und gar nicht bestehen kann, indeme es
„ ihre Pflicht sei solchen Misbräuchen sich zu wider=
„ setzen, die sowohl der Kirche, als dem Volke
„ schimpflich sind. „

In späteren Zeiten schrieb der heilige Augustin 1.) daß diejenige, welche den himmlischen Vater in Men=schengestalt mit seinem Sohne zur Rechten abmahlen, von dem Fluche des Apostels Röm. 1. 23. getroffen werden, weil sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in die Gleichniß des Bildes eines vergänglichen Menschens verwandeln.

Der heilige Agobert, Erzbischoff zu Lion setzet die Verehrung der Bilder sogar dem Götzendienste an die Seite, da er sagt 2.) Christen, welche die Abgötterei verlassen haben, und noch die Bilder der Heili=

gen

1.) S. Aug. de fid. & Symb. c. 7.
2.) Agob. L. de imag. n. 19.

gen ehren, scheinen nur die Bilder, nicht aber die Götzen verändert zu haben.

Ich könnte noch mehrere Zeugnisse anführen, wenn diese nicht genug seyn sollten die historische Gewisheit zu erweisen, daß man in den ersten Jahrhunderten des Christenthums nicht nur die heidnischen Götzenbilder, sondern die Abbildungen Gottes, und der Heiligen verabscheuet habe.

Oberst. Es ist doch wunderbar, wie sich die Gesinnungen so sehr verändert haben. Sagen Sie uns doch was für Gründe die erste Kirche gehabt habe die Bilder zu verabscheuen?

Pf. Ihr vorzüglichster Grund war das erste Gebott Gottes auf der Gesetztafel: du sollst dir kein geschnitztes Bild, noch einige Gestalt dessen machen, was droben im Himmel, hienieden auf Erde, auch was im Wasser unter der Erde ist; du sollst sie nicht anbetten, noch ihnen dienen, non adorabis ea, neque coles. Exod. 20. Auf diesen Grund fusset sich Origenes, da er sagt 1,) " Wir Christen haben mit " den Bildern nichts zu thun um des Gebotts Gottes " willen. Das erste, wovon wir die neuen Christen " unterrichten, ist dieses, daß sie die Götzen, und alle " Bilder verrachten müssen; indeme dieses der beson- " dere Karakter der christlichen Religion ist, unsre Ge- " müther über alle Bilder zu erheben, und alle Ver- " ehrung der Kreatur einzustellen, nach dem Gesetz " das Gott selbst dem Menschen gegeben hat. — " " Es ist, spricht er, an einem anderen Orte im Ge- " setze verbotten, daß wir uns weder ein Bild, noch

" eine

1.) Origen. contr. Cels. 1, 5.

„ eine Gleichniß machen sollen. „ Uber dieses Gesetz hielt man so streng, daß die ältesten Kirchenväter, wie Origenes, Tertullian, Klemens von Alexandria so gar behaupteten die Mahler- und Bildhauerkunst seie den Christen verbotten: die Juden würden von der christlichen Religion zurükgeschrekt worden sein, wenn man ihnen Bilder zur Verehrung vorgestellet hätte.

Kapuz. Mir scheinet, die Väter haben dieses Gebott Gottes gar zu buchstäblich genommen. Das Gebott lautet ja nicht dahin, daß man die Bilder nicht verehren, sondern daß man sie nicht anbetten, und ihnen nicht dienen solle. Wir betten sie nicht an, wir dienen ihnen nicht, sondern wir ehren sie.

Pf. Das Gebott lautet in der lateinischen Uebersetzung non adorabis, *neque coles*. Ob das lateinische Wort *coles* durch dienen richtig übersetzet sei, darüber lasse ich alle dieser Sprachen kündige Männer urtheilen. Wenigstens ist gewis, daß in der theologischen Sprache das Wort cultus imaginum niemals durch Bilderdienst, sondern allgemein durch Bilderverehrung verdeutschet werde. Nach der hebräischen Grundsprache 1.) heißt non adorabis so viel, als du sollst dem Bilde keine äusserliche Ehrenbezeugung, keine Verbeugung aus was immer für einer Meinung leisten, non coles aber, du sollst sie mit Schlachtopfern, mit Speis- und Oelopfern, mit Rauchwerken nicht verehren.

1.) Groot, annotat. ad Exod. c. 20. n. 5.

Kapuz. Gott hat aber den Sinn seines Gebottes selbst erläutert, da er die Bilder der Cherubim in der Stiftshütte, und die ährene Schlange in der Wüste aufzurichten seines Gebottes unbeschadet befohlen hat.

Pf. Diesen kahlen Einwurf hat Tertullian vorlängst beantwortet. " Gott, spricht er, 1.) hat in seinem „ Gesetze verbotten kein Bild, oder Gleichniß zu ma„ chen; die Aufrichtung der Schlange aber befahl er „ dem Moises durch ein eigenes Gebott. Ehrest du „ eben denselben Gott, so halte sein Gesetz, und mache „ für dich selbst kein Bild, es seie denn, daß du, wie „ Moises, einen besonderen Befehl von Gott erhal„ test. „ Uber dies bedenken Sie mein Pater, daß Gott weder die ährene Schlange, weder die Cherubim zur gottesdienstlicher Verehrung aufzustellen befohlen habe; mithin streiten diese zwo Bilder nicht wider sein Gesetz.

Kapuz. Sie beziehen sich immer nur auf Meinungen besonderer Väter, welche doch eben so wenig als die Theologen die Kirch vorstellen. Bei allen diesen Meinungen ist es doch historisch gewis, daß die Kirch von ihrem Anbeginn die Bilder geduldet, und verehret habe.

Pf. Dürfte ich Sie wohl um Beweise bitten?

Kapuz. Ich habe dieselbe aus der besagten Abhandlung annoch in frischer Gedächtniß. Evagrius, Johann von Damask, Baronius, und Bellarmin schreiben, daß Christus, da er noch auf Erde wandelte dem Abagar König von Edessa einen Brief, und zugleich seine Abbildung zugesendet habe. Aus dem heiligen Athanas wissen wir, daß ein Christusbild vom

Ni=

1.) Tertull. de Idololat.

Nikodem gemahlt viel Blut vergossen habe, da es von den Juden zum Gespötte gekreuziget wurde. Christus hat die ganze Gestalt seines Angesichts in das Schweistuch der heiligen Veronika eingedrükt der Welt hinterlassen. Der heilige Lukas hat mit eigener Hand die Gestalt Christi, und seiner Mutter gemahlt.

Oberst. Herr Pfarrer, dies sind starke Beweise, daß die Kirche nicht geglaubt habe, das Gesetz Gottes durch die Bilder zu verletzen.

Pf. Durch diese Beweise, wenn sie wahr wären, wird doch nur die Duldung der Bilder, nicht aber die Bilderverehrung bewiesen. Sie beweisen aber keines von beiden, weil sie blosse Erdichtungen sind, die keine kritische Prüfung aushalten. Gefällt es Ihnen mein Herr Oberster, mich anzuhören, so bin ich urbietig allen diesen Scheinbeweisen die Larve abzuziehen.

Oberst. Heut will ich Ihnen nicht länger überlästig sein. Wollen Sie ihre Bemühung auf morgen spahren, so werde ich, weil ohnehin meine Frau noch nicht zurükkommen wird, eine Stunde früher bei Ihnen sein.

Pf. Ich versichere Sie, daß es mir zu sonderbaren Vergnügen gereichen werde.

Kapuz. Das wär doch gar aus der Weise, wenn meine historischen Beweise Fabeln wären.

Oberst. Nun, wir werden es morgen sehen. Gute Nacht meine geistliche Herren.

Pf. Wir empfehlen uns zu Gnaden.

Fünfter Abend.

Der Oberste, Pater Lorakus, Pfarrer.

Oberster.

Nun Herr Pfarrer bin ich hier die Niederlage des Pater Lorakus, oder seinen Sieg anzusehen. Ich muß sagen, daß ich wider die Bilderverehrung manches Bedenken trage, und derowegen begierig sei eine katholische Aufklärung darüber zu bekommen. Haben Sie also die Güte die gestrigen Beweise des Pater Lorakus zu beantworten.

Pfarrer. Ich bin zu Ihren Befehlen. Ich bitte Sie Pater Lorakus, ihre Beweise nur summarisch zu wiederholen.

Kapuziner. Ich habe ihrer vier angezogen: 1. die Abbildung der Gestalt Christi, welche er selbst nebst einem Brief dem König Abagar gesendet hat, wie Evagrius, Damaszen, Bellarmin, und Baronius bezeugen.

2. Das wunderthätige Christusbild aus dem heiligen Athanas.

3. Das Bildniß Christi in dem Schweistuche der heiligen Veronika.

4. Die Bildnisse von der Hande des heiligen Lukas. Die beiden letzteren aus dem Nizephorus.

Pf. Ich will sie nach ihrer Ordnung aufnehmen. Daß Christus sein Bildniß mit einem Briefe dem König Abagar gesendet haben solle, hat Evagrius zum ersten, und zwar im sechsten Jahrhundert geschrieben, und die folgende Geschichtschreiber haben sich auf sein Zeugniß beruffen. Wo mag wohl Evagrius eine Geschichte hergenommen haben, von welcher vor ihm kein einziger Schriftsteller in einer Zeit von mehr als 500 Jahren Meldung gemacht hat? Der Eusebius, welcher fast 300 Jahre vor dem Evagrius eine Kirchengeschichte geschrieben hat, erwähnet zwar eines Briefs, welchen der Heiland an den Abagar geschrieben haben soll, und handelt mit dieser Geschichte so treulich, daß er sich sogar die Mühe gab den Brief aus der syrischen Sprache in die lateinische zu übersetzen, doch von der Abbildung macht er nicht die geringste Meldung. Ein Zeichen, daß die Urkunde, aus welcher er die Geschichte genommen hat, von der Abbildung keine Meldung gemacht habe; sonst würde er gewis nicht unterlassen haben, ein so merkwürdiges Stük von Christo seiner Geschichte eben so treulich als den Brief einzuschalten. Was erweisen nun die folgende Geschichtschreiber, welche sich auf das Zeugniß des Evagrius beruffen, wenn sein eigenes Zeugniß nichts beweiset.

2. Die Erzählung von dem Christusbild, welches nach Zeugniß des heiligen Athanas unter der Mishandlung der Juden haufiges Blut vergossen haben soll, ist eine fromme Fabel. Auf dem zweiten Konzilio zu Nizäa ist diese Fabel auf Rechnung des heiligen Athanas angezogen worden, um den Bilderdienst zu beschönigen. Ich selbst hab sie vor einigen Jahren in dem heiligen Athanas gelesen, und hätte sie beinahe geglaubt,

glaubt, wenn mich nicht Bellarmin 1,) Natalis Alexander 2,) und Siegbert 3.) belehrt hätten, daß diese Geschichte, auf welche die überaus unwissende Bischöffe zu Nizäa sich bezohen, kaum 20 Jahre vor dem Konzilio geschehen sein solle, folglich von dem heiligen Athanas, welcher 400 Jahre vor dieser Begebenheit gelebet, nicht habe geschrieben werden können. Wenn sie aber Athanas nicht geschrieben hat, wie steht es um ihr Alterthum? Sie ist eine Geburt des achten Jahrhunderts.

3. Die Geschichte von dem Angesichte Christi auf dem Schweistuche der heiligen Veronika verdient keine vernünftige Widerlegung. Wir wissen nichts von einer heiligen Frau Veronika, sondern das Schweistuch führet den Nam vera icon, (wahre Abbildung) welcher in Veronika zusammengeschmolzen ist. Es sind ihrer drei Veroniken auf der Welt, das eine zu Rom, das zweite zu Jerusalem, das dritte in Spanien. Man darf aber dessentwegen nicht zweifeln, welches unter dreien das ächte sei; denn der Jesuit Gretser hat sie alle drei geächtet. Das Schweistuch sagt er, ist dreifach übereinander gelegt, oder gefaltet gewesen, und das blutige Angesicht Christi hat alle drei Blätter durchdrungen. Indessen hat man weder von einer, weder von drei Veroniken ganze tausend Jahre in der Kirche nichts gewußt. Wären sie im achten Jahrhundert schon bekannt gewesen, so würden die Bischöffe, besonders die päpstliche Legaten auf dem nizänischen Konzilio, welche alle Fabeln

---

1.) Bellarm. in T. 4. S. Athanas.

2.) Nat. Alex. sæc. IV. c. 5. n. 15.

3.) Sigbert in Chron.

beln zum Behuff des Bilderdiensts zusammraften, gewis nicht vergessen haben, eines so wichtigen Beweises, der die Bilder auf Christum selbst gegründet, sich zu bedienen.

4. Was endlich die Gemählde des heiligen Lukas betrift, so war Nizephorus Kallistus der erste, der uns erzählet hat, daß dieser Evangelist eine Abbildung des Heilands, und sieben der heiligen Jungfrau mit eigener Hande gezeichnet habe. Allein da Nizephorus erst im vierzehenden Jahrhundert geschrieben, und vor ihm kein anderer Geschichtschreiber von den Bildern des Lukas einige Meldung gemacht habe, so verdienet seine Erzählung desto mehr ausgezischet zu werden, als er vom Bellarmin der Erzlügenschmied genennet wird, und als sich seit seinen Zeiten die sieben marianische Lukasbilder schon auf zwanzig vermehret haben.

Oberst. Diese vier Bildergeschichten beweisen, wie ich sehe, die Bilderverehrung der ersten Kirche so bündig, als Fabeln etwas beweisen.

Kapuz. Ich hab noch eine fünfte im Vorrath, welche gewis keine Fabel ist. Eusebius erzählt, 1.) daß in der Stadt Paneas (Cæsarea Philippi) zwo ährene Bildsäulen gestanden sind, die er selbst gesehen hat, deren die eine ein knieendes Weib mit einer ausgestrekten Hande, die andere einen Mann, der ihr seine Hände sie aufzuheben reichte, vorgestellet hat. Diese Säule solle jenes heidnische Weib, welche Christus vom Blutflusse befreit hat, zum Denkmal der Wohlthat errichtet haben, und unter der Säule des Mannes sollen zu gewissen Zeiten wunderwirkende Kräuter gewachsen sein.

Pf.

1.) Euseb. hist. eccl. l, 7. c. 18.

Pf. Die Geschichten, die nur auf sollen hinauslauffen, haben keine Zuverlässigkeit. Eusebius erzählt zwar diese Säulen gesehen zu haben; lesen Sie aber den Verfolg etwas weiter, so werden Sie finden, daß er seine Erzählung auf eine Sage der Innwohner gründe, welche dafür hielten, der ährene Mann stelle Christum, das Weib aber die Kananiterinn vor. Die Sage, daß ein armes Weib, welches laut des Evangeliums ihr ganzes Vermögen an die Aerzte verwendet hatte, zwo kostbare Säulen von Aerze zum Denkmal errichtet habe, ist für sich selbst schon ganz unwahrscheinlich. Gesetzt aber auch die ganze Sage wäre wahr gewesen, so schreibt doch Eusebius die Errichtung der Säulen keiner christlichen Andacht, sondern einer heidnischen Gewohnheit zu. " Kein Wunder, „ sagt er, daß die Heiden auf diese Weise das Andenken der Wohlthaten, die ihnen von unserem Heilande „ wiederfahren sind, zu erhalten gesucht haben; denn „ es war unter ihnen Gewohnheit derlei Denkmale „ der Dankbarkeit ihren Wohlthätern aufzurichten, „ und ich hab selbst verschiedene Gemählde Christi, „ und seiner Apostel Peters, und Pauls gesehen, die „ bis auf unsere Zeit sind erhalten worden. „ Die Bildsäule erweiset demnach aus Eusebius eine heidnische Dankbarkeit, nicht aber eine christliche Religionsehre.

Die Bilderpatronen auf dem Konzilio zu Nizäa haben eben diese Geschichte zum Schutz des Bilderdiensts angeführet, worauf ihnen aber Kaiser Karl der Grosse folgende Antwort in den karolingischen Büchern ertheilet hat: „ Gesetzt auch diese Geschichte wäre wahr, „ so erweiset sie doch nichts für die Bilder, indeme „ diese Bildsäulen von einem schwachen, unwissenden

„ Wei-

„ Weibe aufgerichtet worden, um damit ihre Dank-
„ barkeit auf die beste heidnische Weise auszudrüken.
„ Was hat aber das mit der Kirche Gottes zu schaf-
„ fen? Gesetzt auch es wären durch die hervorgewach-
„ sene Kräuter Wunderkuren geschehen, so würde doch
„ daraus nicht folgen, daß die Bilder von Menschen
„ verehret werden müßten; vielmehr folgt daraus,
„ daß sie ihre Götzen verlassen, und den wahren
„ Glaub annemmen sollen, weil nach dem Ausspruch
„ des Apostels die Zeichen nicht für die Gläubigen,
„ sondern für die Ungläubigen gegeben werden. „

Oberst. Der Kaiser Karl hat vernünftig geantwor-tet: denn es ist doch auffallend, daß ein heidnisches Denkmal für die christliche Religion keinen Beweis abgebe.

Pf. Das gute Weib hat wohl an Christum geglaubet, aber so aufgeklärt war doch ihr Glaub noch nicht, daß er von der heidnischen Etiquette ganz frei gewesen wäre, zumal auch gelehrte, und fromme Männer aus dem Heidenthume nicht frei davon waren.

Kapuz. Ich erkenne die Unzulänglichkeit meiner Beweise, und verwerfe sie gänzlich. Uns Kapuzinern darf man derlei Schwachheiten immer zu guten halten, denn wir sind gewohnet jeglichem Skribenten auf sein Wort zu glauben, zu kritischen Untersuchungen mangeln uns Bücher, Musse, und Anleitungen, ja unter so vielen mit Vorurtheilen befangenen Brüdern wären sie nicht einmal rathsam. Sagen mir E. H. nur das einzige noch, was von deu Bildnissen des Heilands zu halten seie, welcher seit uralten Zeiten in der Gestalt des guten Hirtens auf den Kelchen vorgestellet worden ist?

Pf. Diese Bildnisse waren sehr gut, und erbaulich; sie waren aber keine Abbildungen der Person Christi zur Anbettung, oder Verehrung, sondern Vorstellungen seines Hirtenamtes zur Erinnerung für seine Schaafe, derlei Bilder sind keine Abbildungen, sondern Sinnbilder, Zeichen, Figuren, welche die Sinnen auf gewisse Eigenschaften des Vorgestellten hinleiten, und in diesem Verstand sind sie Gelehrten, und Ungelehrten sehr nüzlich.

Kapuz. E. H. billigen die Sinnbilder, und erinnern sich vielleicht nicht, daß Sie wider das Herz Jesu geschrieben haben, welches doch auch ein Sinnbild des liebenden Jesu ist. Ich bitte aber es für keine Beleidigung anzusehen, wenn ich Sie etwa in eine Beklemmung versetzen sollte.

Pf.. Nein, mein Pater, Sie beleidigen mich nicht, denn ich weiß, daß Sie aus gutem Herzen reden, nicht einen Sieg über mich zu erhalten, sondern die Wahrheit zu suchen. Ihr Einwurf meiner Schrift gegen die Herzjesu Andacht setzet mich auch in keine Beklemmung. Die Herzandächtler behaupten zwar, das Herz Jesu seie nur das Sinnbild seiner Liebe, behaupten aber zugleich, es seie die anbettungswerthe Person Jesu selbst in beiden Naturen. Die Vorstellung kann nicht das Vorgestellte, das Sinnbild nicht die Abbildung, vielweniger die abgebildete Person selbst sein: Ich will Ihnen die Verschiedenheit eines Sinnbilds, welches zur Erinnerung bestimmet ist, und einer Abbildung, für welche man Ehrenbezeugungen heischet, durch ein paar evangelische Beispiele erklären. Hier sehen Sie zwei Gemählde; das eine stellet ein Weib vor, welches mit einem Besem in der Hand einen Groschen aus dem Winkel hervorkerret; das zweite

ist eine Glukhenne, die mit aufgesperrtem Schnabel, und ausgebreiteten Flügeln ihre entfernte Hühnlein an sich lockt. Was sind diese Bildnisse? Sind sie Abbildungen der Person Christi, oder sind sie blosse Sinnbilder?

Kapuz. Sie sind blosse Sinnbilder, welche nicht die Person Christi, sondern seine Eigenschaften, die Liebe, und die Sorgfalt für die verlohrne Sünder vorstellen.

Pf. Sehr gut. Diese Sinnbilder leiten das Gemüth des Sünders auf das Vertrauen zur Barmherzigkeit Christi. Dies ist ihr einziger Endzweck. Wenn aber dem Weibe mit dem Besem, und der Glukhenne grosse Scheine, und Strahlenteller um die Köpfe gemahlt, und ihnen dabei gesagt würde, das Weib, und die Henne stellten die Person Christi vor, und müsten daher in der Beziehung auf Christum angebettet, oder verehret werden, was würden Sie darüber urtheilen?

Kapuz. Lachen würde ich über eine so ungereimte Zumuthung. Wer könnte so wahnsinnig sein Christum in der Gestalt eines Weibs mit dem Besem, oder einer Glukhenne zu entwerfen, und anzubetten?

Pf. Hier sehen Sie also den Unterschied zwischen Abbildungen, und Sinnbildern. Das Sinnbild ist eine blosse Erinnerung der Eigenschaften einer Person; Sein Zweck ist nicht die Verehrung, sondern Lehre, und Anleitung auf dasjenige, was es bezeichnet, und selbst nicht ist? zugleich aber sehen Sie den Grund meiner Widersetzlichkeit gegen die Anbettung des Herzens Jesu, weil nemlich dieses Herz entweder nicht das Sinnbild, oder nicht die Person Christi sein kann. Sinnbilder, und historische Gemählde waren immer dienlich die Christen auf gottselige Betrachtungen, und

auf die Nachahmung des Guten zu leiten: aber selbe als Personen zum Gegenstande der Verehrung vorzustellen, konnte weiter zu nichts dienen, als den grossen Hauffen der schwachen von dem unsichtbaren abzuziehen, und ihre Andacht an das Gemählde zu heften.

Oberst. Wie hat sich denn die Bilderverehrung in die christliche Kirch eingedrungen?

Pf. Dies geschah anfänglich auf ganz unschuldige Weise. Petav erzählt aus dem heiligen Gregor von Nizza, daß im vierten Jahrhundert die Bischöffe der morgenländischen Kirche angefangen hätten ihre Kirchen mit Bildern auszuzieren. In Italien hat der heilige Bischoff Pulin, wie er selbst bezeuget 1.) die von ihm zur Ehre des heiligen Felix neuerbaute Kirch mit historischen Gemählden der Martirer, des Jobs, Tobias, der Esther, und Judith an den Wänden verzieren lassen. Obschon diese Gemählde noch keine Gegenstände der Verehrung, sondern eine blosse Zierde der Kirch waren, muß man das Unternehmen des Paulins doch für eine ungewöhnliche Neuerung angesehen haben, weil er dasselbe in einer Schutzschrift vertheidigte, worinn er sich erklärt, keine andere Absicht gehabt zu haben, als den Pöbel von den festtägigen Schwärmereien durch den Anzug der Bilder abzuhalten.

Im fünften Jahrhundert mag wohl der unschuldige Bildergebrauch in eine positive Verehrung ausgeartet sein, weil sie den Christen von den Manichäern als ein abgöttische Anbettung vorgeworffen wurde. Der heilige Augustin hat den Vorwurf nicht geläugnet, son-

1.) Paulin. Natal. 9. Felic.

sondern redlich eingestanden. „ Ich selbst, schrieb er, „ 1.) kenne unter den Katholiken viele Bilderanbetter, „ doch die Sitten der Personen müssen der Kirche nicht „ zu Last gelegt werden, die sie selbst an ihnen ver„ dammet, und sich täglich bestrebet sie als ungezo„ gene Kinder zu besseren. „

Im sechsten Jahrhundert nahm die Bilderehre dergestalten überhand, daß Serenus, der Bischoff zu Marseille sich genöthiget fand die Bilder aus allen Kirchen seines Sprengels hinauswerfen, und zerschlagen zu lassen. Bei diesem Vorfall, über welchen die Bilderdiener sich empörten, erhub sich die Stimme der christlichen Kirche durch den heiligen Papst Gregor den Grossen, und erklärte öffentlich ihre eigenthümliche Lehre vom Gebrauch der Bilder. Dieser grosse Papst tadelt die gewaltsame Vertilgung der Bilder, als eine Unbescheidenheit, welche Empörung, und Trennungen veranlasset hat; verwirft aber zugleich ihre Verehrung. „ Wir rühmen deinen Eifer, schrieb er an den Bischof „ Serenus 2.) daß du die Verehrung der Bilder, „ oder irgend eines Dinges, das von Menschenhän„ den gemacht worden, nicht zugeben wollest; aber „ das können wir nicht billigen, daß du sie hast zer„ brechen lassen; indem die Bilder darum in den Kir„ chen aufgestellet worden, damit der unwissende Hauf„ se an den Wänden sehen könne, was er in Büchern „ nicht lesen kann. Du hättest sie daher in dieser „ Absicht wohl geduldet mögen, und es dabei bewen„ den lassen sollen, daß du das Volk nur von der

„ Ver=

1.) S. Aug. de morib. eccl. c. 34.

2.) S. Greg. Epist. 110.

„ Verehrung derselben zurükgehalten hättest. Auf diese „ Weise wäre der Ungelehrte in der Geschichte unter„ wiesen worden, und hätte sich durch gottesdienst„ liche Anbettung derselben nicht versündiget. „ Als aber Serenus die Lehre dieses Papstes nicht achtete, und nach seinen Gründen auf der Vertilgung der Bilder beharrete, schrieb ihm Gregor der Grosse zum zweitenmale " er möchte doch bedenken, daß es et„ was anderes sei ein Bild anbetten, und etwas an„ deres, von einem Bilde das zu lernen, was ange„ bettet werden soll. Was diejenige, die lesen können, „ aus den Büchern lernen, das lernen diejenige, „ die nicht lesen können von den Bildern. Sie die„ nen den Barbarn statt der Bücher, welches du, „ der du unter Barbarn (Franzosen) wohnest, wohl „ hättest erwegen, und deinen Eifer, der zwar an sich „ selbst nicht unrecht ist, einhalten sollen, damit du „ durch Unbescheidenheit den rauhen Gemüthern der „ deinigen keinen Anstoß gegeben hättest. „ Diese Briefe, welche im Jahre Christi 601. geschrieben worden, setzen die Uberschwemmung des abergläubigen Bilderdienstes, und zugleich die Lehre der Kirch in das helle Licht. Der grosse Papst, den wir unseren vorzüglichsten Kirchenlehreru beizählen, entscheidet in denselben, daß die Bilder zwar ein nützbarer Unterricht für den dummen, barbarischen Hauffe, doch aber keiner Anbettung, oder irgend einer Art der gottesdienstlichen Verehrung würdig seien.

Kapuz. Der Papst redet ja doch nur von der Anbettung, meldet aber kein Wort von der Verehrung, wie wir sie halten.

Pf. Hätte dieser Papst geglaubt, wie man es in spätereu Zeiten zu glauben anfieng, daß den Bildern

zwar

zwar keine göttliche Anbettung, (latria) doch eine andere Art der Verehrung zustehe, so wär es seine Pflicht gewesen den Serenus davon zu unterrichten, und diese würde er bei einer so dringenden Gelegenheit gewis nicht versäumet haben. Man darf es also gelehrten, und aufgeklärten Männern, ja sogar gemeinen Leuten, die nur lesen können, nicht verargen, wenn sie von heiligen Bildern gar keinen Gebrauch machen, als welche nach Lehre des grossen Gregors nur dem dummen, ungelehrten Pöbel, dem barbarischen Hauffe nützlich sein können. Der Gelehrte sammlet sich lebhafte Ideen durch abgezogene Betrachtungen, der Lesenskündige sammelt sie aus Büchern, nur der Idiot, der Barbar, muß sie von leblosen Bildern auffangen.

Von dieser Zeit an haben wir nicht eine einzige Entscheidung eines Papsts, oder Konziliums, welche wider die Lehre des Gregors die Verehrung der Bilder gebilliget hätte, bis auf das achte Jahrhundert, da die bis zur Abgötterei ausgeartete Bilderehrung den Kaiser Leo von Isaurien zwang dem Strome des Verderbnisses sich mit Macht zu widersetzen.

Dieser Herr, unter dessen Zepter, das morgen, und abendländische Kaiserthum stand, residirte zu Konstantinopel, und beherrschte Italien durch seine Statthalter. Rom selbst war seiner Bottmäsigkeit unterworfen. Er war ein weiser und tapferer Fürst, aber unduldsam, und gewalthätig gegen alles, was mit der katholischen Religion nicht übereinstimmete. Sein Religionseifer gieng so weit, daß er die Montanisten, und Juden durch gewaltsame Mittel in den Schaafstall trieb, und nach glücklich vollendeten Feldzügen den Schaafstall, die Kirch selbst von ihrem innerlichen Unrath zu reinigen unternahm. Die abergläubige Ver-

ehrung der Bilder war damal bis zur Anbettung besonders zu Konstantinopel ausgeartet, und zum Unglück von dem Bischofe seiner Residenz dem Patriarchen Germanus mit Beihilfe der Mönche gehandhabet. Diesen Stein des Anstosses zu heben ließ er (nicht auf Verhetzung der Juden, und gottloser Laien, wie Baronius lügt) verschiedene Bischöfe, unter welchen sich Konstantius von Natolien befand, den ganzen Senat, und die obrigkeitliche Personen einberufen, und nach gepflogener Berathschlagung mit ihrer Gutheissung im Jahre 726. das Edikt ergehen, welches nicht den Bildergebrauch, sondern die gottesdienstliche Verehrung derselben abschafte. Er erklärte nichts anderes zu wollen, als daß die Bilder in den Kirchen so hoch hinauf gerückt werden, daß sie das Volk nicht erreichen, nicht küssen, beräuchern und begränzen könne. Der Patriarch, die Mönche, und die Weiber setzten den Pöbel wider den Kaiser in Bewegung, erklärten ihn für einen Ketzermeister, für einen Verräther des wahren Glaubens, der den Vorsatz hätte die christliche Religion auszurotten, und das Judenthum einzuführen; der Patriarch machte eine Vorstellung über die andere; in den Provinzen entstanden Empörungen. Der Kaiser schrieb denn an den Papst Gregor II, rechtfertigte sein Edikt mit den beßten Gründen, ermahnte ihn zu einem so löblichen Werk seine Hand zu bieten, und verlangte ein Konzilium. Hätte damals Papst Gregor der Grosse noch gelebet, so würde er das Verfahren des Kaisers gepriesen haben, indeme er nach Lehre der Kirch die Bilder nicht wie Serenus hinausgeworffen, sondern nur ihre Verehrung verhindert hatte. Allein Gregor II. handelte der weisen Lehre seines grossen Vorfahrers gänzlich zuwider. Man geräth in Erstaunung über das stolze, verächtli-

che Antwortschreiben dieses aufgeblasenen Papsts an den Kaiser seinen rechtmässigen Oberherrn, und Landesfürsten. Er nennt ihn in denselben einen unwissenden Idioten, einen groben Tölpel (indoctum crassum) mit dem er nicht anderst als grob, und dumm reden könnte. Die angeführte Gründe des Kaisers zur Rechtfertigung seines Edikts widerlegt er so erbärmlich, daß man sich über die Partheilichkeit mancher Geschichtschreiber wunderen muß, welche diesem Papste den Ruhm der Gelehrtheit beigelegt haben. Ich will nur ein einziges Beispiel aus seinem Briefe ausheben, diese römische Schmeichler vor der Welt zu beschämen. Der Kaiser hatte zu seiner Rechtfertigung sich auf die That des Königs Josias, welcher die ährene Schlange zerbrach, beruffen. Er irrete sich hierinfals zwar nicht in der Thatsache, sondern blos in dem Nahm des Königs, weil derselbe Ezechias hieß. Uber diesen unbedeutlichen Irrthum machte der Papst ein grosses Aufheben, den Kaiser der Unwissenheit zu beschuldigen, belehrte ihn, daß nicht Josias, sondern sein Enkel Ezechias die Schlange zerschlagen habe, bestrafte ihn, daß er dessen sündhaftes Beispiel nachgeahmet habe, und behauptete, die ährene Schlange seie von dem König David sammt der Bundslade in den Tempel zu Jerusalem übertragen worden. Was für eine Religionswissenschaft kann wohl ein Papst gehabt haben, der das Verfahren des Ezechias tadelt, von welchem doch die heilige Schrift bezeuget, daß es Gott wohlgefällig gewesen seie? Ein Papst, der dem König David die Ubertragung der Bundslade in den Tempel zumuthet, da doch David gestorben war, bevor man nur den Grund zum Tempelbau gelegt hatte? War nicht Gregor unwissender als Leo? War der Irrthum

des Papstes nicht von grösserer Wichtigkeit als jener des Kaisers? Der Kaiser irrte sich doch nur in dem Nahm, und nicht in der Thatsache, worauf sich seine Rechtfertigung bezoh! Der Papst hingegen irrte sich in Thatsachen, und da er tadelt, was die Schrift lobt, sogar in der Schriftlehre. Ferner schlägt er in seinem Briefe dem Kaiser die Beruffung eines Konziliums verächtlich ab mit dem Vermelden, " er solle sich nur " ruhig halten, so bedürffe es keines Konziliums: Die " Bischöfe, schreibt er, würden keinen gottseeligen " Kaiser antreffen, der nach Gewohnheit unter ihnen " Platz nehmen könnte; denn Ihr seid mehr, als " ein Barbar, ihr seid mit gottlosen friedenstöhren- " den Unternehmungen beschäftiget. Ihr drohet, das " Bild des heiligen Peters zu Rom zerschlagen, und " mich gefänglich nach Konstantinopel bringen zu las- " sen: Eure Drohungen schrecken mich nicht; denn ich " darf nur 24 Feldwege (eine Meile) mich von Rom " (zu den Lombarden) entfernen, so könnet ihr mei- " ner nicht mehr habhaft werden, ich aber kann euch " den Troz bieten. Der heilige Papst Martin ist auch " von dem Kaiser Konstans gefangen, und mishandelt " worden, davor ward aber auch der Kaiser in der " Kirche ermordet, und starb in seinen Sünden: " Martin hingegen wird im ganzen Norden als ein " Heiliger verehrt, und bei seinem Grabe, zu welchem " die Völker aller Gegenden wahlen, geschehen grosse " Wunderzeichen. Indessen bin ich auf meine Sicher- " heit bedacht. Wenn ihr aber das Bild des heiligen " Peters zerschlagen wollet, auf welchen alle abend- " ländische Königreiche, wie auf einen irrdischen " Gott, sehen, so sind alle abendländische Völker " bereit, und fertig diese Beleidigung zu ahnden,

" und

„ und euer grausames Verfahren gegen die Christen,
„ ihre Freunde im Morgenlande zu rächen. „ Nun
„ hab ich euch gewarnet, und will unschuldig sein
„ an dem Blute, das gewis stromweise wird ver-
„ gossen werden, wenn ihr euch gelüsten lasset einen
„ Frevel an dem Bilde des Apostelfürstens zu bege-
„ hen. „ O dem unschuldigen Pilatus! O dem sanft-
müthigen Hirten der mit Mord, Aufruhr und Blut-
strömen das Bild Peters des irrdischen Gottes an einem
christlichen Monarchen zu rächen droht, was die ersten
Christen gegen Nerone nicht gethan haben.

Oberst. Dies war ein unsinnig stolzer Brief des Knechts aller Knechte an seinen Monarchen!

Pf. Nach dem Urtheile des Baronius war er doch dem höchsten Papste vollkommen anständig.

Oberst. Was für eine Wirkung machte der Brief auf den Kaiser?

Pf. Jene, welche er natürlicher Weise machen mußte. Leo schritt zu gewaltsamen Mitteln, und befahl sein Edikt so wohl zu Konstantinopel, als in Italien zu publiziren. Sein getreuer Statthalter zu Ravenna publizirte es für Italien. Hierüber entstand zu Konstantinopel eine Aufruhr des Pöbels, welcher mehr an dem Patriarchen, als an dem Fürsten hieng. In Italien bedienten sich die Lombarden des Misvergnügens, und namen die Statthalterschaft Ravenna im Besitz; das Volk zu Ankona zerschlug die Bildsäule des Kaisers, der getreue Staathalter, der das Edikt seines Herrn publizirt hatte, ward mit dem Kirchenbanne belegt, und verlohr endlich, wie der getreue Herzog zu Neapel im Tumulte sein Leben: Der Papst aber ließ an die Venetzianer, die Lombarden, und die fürnehmsten Städte in Ita-

lien ein Ermahnungsschreiben ergehen, sich dem verfluchten ketzerischen Edikte des Kaisers aus allen Kräften zu widersetzen.

In diesen Umständen ließ der unerschütterte Leo den Patriarchen seiner Residenz Germanus in seinen Pallast beruffen, und erklärte ihm trocken, daß, weil er seine geistliche Authorität zum Schutze des Aberglaubens misbrauchet habe, er sich nun entschliessen müsse entweder dem Edikte zu gehorsamen, oder sein Amt abzutretten. Hierauf ließ er den 7. Jäner 730. eine ansehnliche Versammlung beruffen 1.) welche den endlichen Schluß fassete, daß das Edikt mit Gewalt vollstrecket, alle Bilder gänzlich hinausgeworffen, und zerschlagen werden sollen, weil doch kein gelinderes Mittel übrig wäre die abgöttische Anbettung auszureuten. Der Schluß der Sinode ward vollzohen, und der Anfang von einem mit Goldblech überzogenen Christusbilde gemacht, welches über der Pforte des Pallasts hieng. Diese Unternehmung veranlassete Blutvergießung, Mordthaten, und Verheerungen in der Stadt, wobei sich die Mönche, und die Weiber besonders auszeichneten. Zum Glück hatte der Kaiser Macht, und getreue Soldaten genug die Aufrührer als des Hochverraths schuldige an Gütern, und Leben zu bestraffen; nachdeme er auch einige widerspenstige Bischöfe in den Provinzen abgesetzet hatte, ließ man endlich im morgenländischen Reiche alles ruhig geschehen, und die Bilder kamen allmählig in Verfall.

Oberst. Was sagte der Papst dazu?

Pf. Er schrieb abermal an den Kaiser, es sei seine „ Schuldigkeit die Kirche also zu lassen, wie er sie

„ beim

1.) Teoph. ad hunc ann.

„ beim Antritt seiner Regierung gefunden habe; der „ dumme, und wahnwitzige Verstand eines Soldatens „ sei ganz untüchtig von Glaubenslehren zu handeln, „ und er bitte Christum, daß er ihm (dem Kaiser) „ den Teufel auf den Hals schicken möchte. Invoca- „ mus Christum, ut diabolum tibi immittat. „ Darauf hielt er ein Konzilium zu Rom, in welchem er nach dem Bericht des Zonaras 1.) den Kaiser mit allen seinen Anhängern excommunizirte, den Unterthanen ihm die Kontributionen zu reichen verbott, und ein Bündniß mit den Franken errichtete. Bellarmin, und Baronius beweisen aus dieser Handlung das Recht der Päpste die Kaiser abzusetzen, und der Jesuit Gianetti versichert 2.) daß von dieser Zeit das abendländische Kaiserthum an den Papst gekommen sei. Daher kömmt es auch, daß die Päpste behaupten, die fränkischen, und deutschen Kaiser hätten ihre Krone der päpstlichen Gnade zu danken. Dagegen konfiszirte aber auch der Kaiser die römischen Erbgüter in Kalabrien, und Sizilien, nebst der ganzen Diözese von Ostillyrien. Er würde sich noch weit empfindlicher gerächet haben, wenn nicht seine Kriegsflatte, die er im Jahre 734. nach Italien gesendet, im adriatischen Meerbusen durch Stürme zu Grund gegangen wär. *)

Nachdem Leo im Jahre 741. gestorben war, tratt sein Sohn Konstantin Copronimus die Regierung mit allen Gesinnungen seines Vaters an. Nach verschiede-

1.) Vanespen Differt. de Concil. Nicæn. 2do C, 1.

2.) Gianetti hist. Neapol. L. 5. p. 95.

*) Anmerkung. Die Grausamkeiten, und Gottlosigkeiten welche dem Kaiser Leo angedichtet worden um sein Andenken verhaßt zu machen, hat Spannheim sehr gründlich widerlegt.

nen vergeblichen Unterhandlungen mit dem Papste berufte er 754. ein ansehnliches Konzilium, welches aus 338. Bischöfen bestand, nach Konstantinopel. Es verlohnet sich der Mühe, von diesem Konzilio eine Nachricht zu geben, wenn es dem Herrn Obersten beliebt dieselbe anzuhören.

Oberst. Sie werden mich verbinden, und ich versäume nichts.

Pf. Schon einige Jahre vor diesem Konzilium noch bei Lebzeiten des Kaisers Leo entschloß sich der Papst Gregor III, der in die Gesinnungen seines Vorfahrers Gregors II. eintratt, die Bilder durch seine Authorität, vorgespiegelte Andächteleien, und prächtige Blendwerke zum Trotz des kaiserlichen Edikts noch mehr zu befördern. Zu diesem Ende ließ er ungeheure Bilder und Reliquien in drei Kirchen zusammen schleppen, legte ein prächtiges Oratorium zu ihrer Verehrung an, übergab ihre Bedienung seinen getreuen Mönchen, worauf er 73. Pfund Goldes, und 376. Pfund Silbers aus dem Kirchenschatz zu einer Zeit, da viele Arme Hunger leiden mußten, verschwendet haben soll. Da dann Konstantin der Sohn, und Thronfolger des Leo sah, daß die Päpste darauf antrugen durch Bestrickung der Gemüther das ganze Italien von seinem Zepter abtrinnig zu machen, und noch dazu eine Spaltung zwischen der griechischen, und lateinischen Kirche anzuspinnen, nahm er seine Zuflucht zu einem Konzilium. Weil aber schon der Papst Gregor II. seinem Vater, dem Leo die Beruffung eines allgemeinen Konziliums spöttisch abgeschlagen, und gar keine Hofnung war den Papst dahin zu bringen, schrieb er selbst nach dem Beispiele seiner Vorfahrer berechtiget ein Konzilium in seinen morgenländischen Staaten nach Hiera bei Konstan-

stantinopel aus, befahl aber auch zugleich allen Bischöfen, bevor sie dahin reiseten, in ihren Provinzen Sinoden zu halten über die Frage, ob die Bilder verehrt werden müßten, oder nicht? Nachdem die Provinzialsinoden im ganzen Reiche gehalten worden, erschienen am 10ten Hornung 754. zu Hiera 338. Bischöfe in der Versammlung. Der Patriarch zu Konstantinopel, welcher derselben vorsitzen sollte, war so eben gestorben, und da der kluge Kaiser keinen neuen Patriarchen ernennen wollte um den Vorwurf zu vermeiden, als hätte er einen Mann von seinen Gesinnungen dem Konzilio vorgesetzet, so führten die Bischöfe Theodos Exarch über das ganze Asien, und Postill Metropolit von Pamphilien den Vorsitz. Die Versammlungen waren weder tumultuarisch, weder übereilet, sondern dauerten vom 10. Hornung bis den 7ten August ein halbes Jahr ununterbrochen fort. Der Kaiser wohnte denselben gar nicht bei, um sie in ihrer Freiheit nicht zu stöhren. Den 7ten August kam das ganze Konzilium in die Marienkirche zu Konstantinopel ihre Schlüsse zu unterschreiben, und öffentlich abzulesen, wo sie der Kaiser in höchster Person mit seinem ganzen Hofstaat, allen Staatsbedienten, und dem ganzen Adel umgeben erwartete. Hier wurde nun folgendes Glaubensbekenntniß abgelesen: " Das heilige und
" allgemeine Konzilium, welches unsern rechtgläubigen
" Kaisern Konstantin, und Leo (Sohn, und Mitre-
" gent) gefallen hat in der kaiserlichen Residenzstadt
" zu versammeln, und welches dem Worte Gottes,
" denen Schlüssen der 6 vorgehenden Konzilien, der
" Lehre der beßten Kirchenväter unverändert anhan-
" get, fällt das Urtheil und erkläret, daß keine Bil-
" der verehret werden müssen, daß die Verehrung der-

" sel-

„ selben, oder irgend einer anderen Kreature ein Raub
„ der Ehre Gottes sei, die ihm allein gebührt, und
„ ein Rückfall zur Abgötterei. Wer also von nun an
„ sich unterstehen wird Bilder zu verehren, sie in Kir-
„ chen, oder Privathäusern aufzustellen, oder sie zu
„ verheelen, der soll, wenn er Bischof, Priester, oder
„ Diakon ist, abgesetzet, wenn er aber ein Mönch,
„ oder Laie ist, in den Bann gethan, und als ein
„ solcher bestraft werden, der sich der Übertrettung
„ des ausdrücklichen Befehls Gottes, und der stren-
„ gen kaiserlichen Gesetze wider die Götzendiener schul-
„ dig gemacht hat. „ In den Kanonen werden alle Bilderverfertiger der Gottheit, und der Heiligen verflucht, doch aber die Fürbitte Mariä des höchsten Geschöpfes, und der Heiligen nach der Tradition der Kirche bestättiget: Das heißt, nur die Fürbitte der Heiligen, welche für uns zu leisten die gemeinschaftliche Liebespflicht erheischet, nicht aber ihre Anruffung ward bestättiget. Eben so, wie es unsere allgemeine Liebespflicht ist für die Todten zu betten ohnedem daß sie nöthig haben uns anzuruffen, oder zu bitten. Die Bischöfe gründeten ihren Schluß auf die älteren Väter, benanntlich den Epiphanius, Amphilochius, und Theodotus, hauptsächlich aber auf das Gebott Gottes, du sollst dir kein gehauenes Bild machen. Zuletzte sprachen sie Flüche über den Patriarch Germanus, den Georg, und den Johann von Damaßk, den Anbetter der Bilder, und Fabelschreiber. Das Bekenntniß ward von beiden Kaisern, und allen Bischöfen unterschrieben, und in allen Provinzen mit der äusserstен Strenge, und Genauigkeit vollstrecket.

Alles unterwarf sich dem Schlusse des Konzilliums, nur die Mönche nicht. Diese verwarfen das Konzilium, erklärten die 338. Bischöfe für Ketzer, Juden, und Mahometaner, behielten ihre Bilder, und ehrten sie noch mehr als vorhin, liefen aus ihren Einöden in die Städte, und verhetzten den Pöbel zur Aufruhr. Die Bischöfe beklagten sich wider die Mönche bei den Statthaltern, die Statthalter bei dem Kaiser, dieser aber befahl gegen die Mönche nach aller Strenge der Gesetze zu verfahren. Mithin wurden die Klöster ihrer Bilder mit Gewalt beraubt, die Mönche aber, welche sie vertheidigten eingesperrt, öffentlich gegeiselt, und aus dem Lande verwiesen. Drako der Statthalter von Lydien, Ikonien, Karien, und Mysien zeichnete seinen Diensteifer ganz besonders aus. Nachdeme er durch vernünftige, gütliche Vorstellungen die Mönche nicht zur Ruhe bringen konnte, schloß er ihr fürnehmstes Kloster mit seinen Truppen ein, nahm alle Mönche in Verhaft, ließ ihnen die Nasen abschneiden, erstickte ihrer 38. in einem Bad, und jagte den Uberrest aus dem Lande. Die Mönche, und Nonnen der übrigen Klöster ließ er auf das freie Feld zusammtreiben, umzingelte sie mit seinen Soldaten, und stellte es in ihre freie Wahl den Klosterstand zu verlassen, und jedem Mönche eine Nonne zu heirathen, oder sich die Augen ausstechen, und in wilde Wüsteneien verjagen zu lassen.

Oberst. Die Mönche werden es wohl besser gefunden haben ihre Augen zu konservіren?

Pf. Viele bedienten sich eines so vortheilhaften Mittels für die Augen, und heiratheten Nonnen; viele aber, welche lieber Märtirer zu sein wünschten liessen sich die Augen ausstechen. Bei aller Strenge welche

che die kaiserlichen Statthalter in den Provinzen ausübten, konnten sie doch nicht verhindern, daß nicht manche Mönche verstohlner Weise sich in der Hauptstadt Konstantinopel aufhielten, und täglich in allen Vierteln der Stadt Lärmen erregten. Der Kaiser, welcher eine allgemeine Empörung in der volkreichen Stadt befürchten mußte, ließ endlich ein Edikt ergehen, in welchem er allen Mönchen befahl ihre Kutten abzulegen, und ihrer müßigen Profession zu entsagen, oder die Stadt innerhalb drei Tagen zu verlassen, und als Rebellen, und Feinde des Staats, und der Kirche behandelt zu werden. Ein grosser Theil der Mönche, ohne sich bei dem Papste anzufragen, ob sie die Kutten ablegen, oder ein Zeichen der Gewaltthätigkeit des Kaisers unter der Kutte tragen sollten, entkleideten sich, und führten ihre Braute wie im Triumph durch die Strassen der Stadt. Die Dummen liessen sich in Wüsteneien verjagen, wo sie im Elende schmachteten. Zween unter ihnen Andreas, und Stephan zeigten einen ganz besonderen Rittergeist. Diese erschienen öffentlich in der Stadt, tratten die Münzen mit dem Bildnisse des Kaisers mit Füssen, nannten ihn einen zweiten Julian, einen Valens, einen abtrinnigen Verfolger Christi, und der Heiligen. Sie wurden freilich wohl der eine zu Todt gepeitschet, und der andere in Stücke zerrissen, hatten aber dabei das Glück in den Rang der heiligen Martirer erhoben zu werden. Es ist demnach kein Wunder, daß der Kaiser mit allen Mönchen, die ihm in die Hände fielen, unbarmherzig verfahren ist.

Nach dem Tode des Konstantius folgte sein Sohn Leo IV, welcher über die Gesetze seines Vaters, und Enkels, und über die Schlüsse des besagten Konziliums fest, doch mit einer schlauen Mässigkeit hielt.

Als Leo IV. starb, und einen zehnjährigen Prinzen Konstantin hinterließ, welcher unter der Vormundschaft seiner Mutter, der bekannten, falschen, und lasterhaften Kaiserinn Irene stand, bekamen die Bilder, und ihre Verehrer ein neues Leben. Sie ließ ihren Geheimschreiber den Tarasius, der ihr ganz ergeben war, vom Laienstand zum Patriarchen von Konstantinopel ordiniren, da doch, wie ich erst gesagt habe, der Kaiser Konstantin die Patriarchenstelle in so kützlichen Umständen zu ersetzen sich nicht getraute um dem Verdacht einen Günstling zur Beförderung seiner Gesinnungen erhoben zu haben, auszuweichen. Ferners begehrte sie vom Papste Adrian ein allgemeines Konziltum, welches er ihr mit grösserer Willfährigkeit als Gregor II. dem Kaiser Leo zustand, weil er sich versichert hielt, ein Weib müsse seinen Absichten entsprechen. Das Konzilium bestehend aus den römischen Legaten, und 300. Bischöfen versammelte sich anfänglich zu Konstantinopel, mußte aber wegen eines gewaltsamen Aufstands der alten Soldaten, welche den Befehlen ihrer voriger Monarchen treulich ergeben waren, in die Stadt Nicäa, von welcher es das zweite Nizänische heisst, verleget werden. Auf diesem Konzilio, welches man uns für ein ökumenisches aufdringen will, hatten die Bischöfe keine Freiheit. Papst Adrian hatte schon vorher einen weitläufigen Brief gesendet, worinnen er den Bilderdienst aus den allerelendesten Gründen, die man sich kaum denken kann, bestättiget, und das vorige Konzilium zu Konstantinopel verwirft. Dem Patriarch

Ta=

Tarasius aber schrieb er, daß seine Ordination nicht kanonisch sei, und er dieselbe nicht anerkennen, weder ihn für seinen Mitbischof annehmen wolle, es sele dann daß er sich mit der gottseligen Kaiserinn Irene eifrigst vereinigte die Ketzerei auszurotten, und die alte Bilderverehrung abermal herzustellen. Keinem Bischofe ward Sitz und Stimme auf dem Konzilio verstattet, bevor er nicht durch eine förmliche Abschwörung seiner vorigen Gesinnungen sich zu dem Bilderdienst bekennet hatte; alle Berathschlagungen giengen so hastig für über, daß man mit der Entscheidung einer Frage, worüber die 338. Bischöfe auf dem vorigen Konzilio 6. Monat geschwitzet haben, innerhalb eines einzigen Monats fertig war. Die Bischöfe der Irene waren bei weiten nicht so standhaft wie die alten kaiserlichen Soldaten; ihrer viele, welche auf dem vorigen Konzilio, wo die Freiheit herrschte, die Bilder verdammt hatten, wiederruften ihr Urtheil auf diesem, und gaben sich eines Irrthums schuldig; ja einer von ihnen, der von Cypern gieng so weit, daß er den Bildern die Ehre der heiligsten Dreieinigkeit zustand, ohne daß ein einziger Bischof diesem gräulichen Irrthume widersprochen hätte. Die Gründe mit welchen dieses ökumenische Konzilium die Bilder, und ihre Verehrung bestättiget, sind so elend, daß ich eine Gotteslästerung zu begehen glaubte, wenn ich sie dem heiligen Geiste zumuthen wollte. Wenn Sie glauben, ich rede zu viel, so geben Sie sich die Mühe es selbst nach des Anastas Uebersetzung zu lesen. Damit ich es aber kurz mache, so hat das Konzilium entschieden 1.) "daß

" man

1.) Vanespen ut supra.

„ man heilige Bilder, besonders jene des Heilands,
„ der Mutter Gottes, der Engel, und der Heiligen
„ mahlen, und aufstellen könne; daß derlei Bilder den
„ Zweck haben, denen welche sie betrachten, das Ur-
„ bild des Gemahlten in die Gedächtniß, und in das
„ Herz zu bringen; daß man sie grüssen, küssen, und
„ auch verehrlich anbetten könne, doch nicht mit jener
„ Anbettung, die Gott alleine zusteht, sondern mit
„ einer solchen, wie man dem Kreuze Christi, dem
„ Evangelienbuche und den Reliquien durch Beleuch-
„ tungen, und Beräucherungen zu erweisen pflegt. „

Kapuz. Die Bilder verehrlich anbetten? Was will das sagen?

Pf. Das Konzilium erkläret sich selbst, daß es eine Anbettung verstehe, welche geringer ist, als jene die wir Gott schuldig sind.

Kapuz. Dies wäre höchstens eine modalisirte Anbettung? Mir ist es unbegreiflich daß ein Konzilium den Heiligen eine Anbettung von was immer für einem Grade zugestanden habe.

Pf. Sowohl im griechischen Grundtexte, als in der lateinischen Uebersetzung können Sie das Wort adoratio finden. Indessen haben Sie ganz recht, daß die Anbettung in was immer für einem Grade nur Gott allein zustehe. Das deutsche Wort anbetten drückt den Sinn des lateinischen *adorare* sehr genau aus. Es bedeutet so viel, als zu jemanden ehrenbietig, oder bittweise reden, jemanden ehrenbietig ansprechen. Die Ansprechung mag nun durch ehrenbiethige Worte, und Gebette, oder durch ehrenbietige Gebärden, und Zeichen geschehen, so setzet sie immer einen Gegenstand, voraus, der den Anspruch hören, gewähren, und die Ehrenbietung fühlen kann. Derowegen bedienet sich

die

die heilige Schrift des Wortes Anbettung sowohl gegen Gott, als gegen lebendige Menschen. Was das Konzilium geringere, untergeordnete Anbettung nennet, haben die Alten nach dem Schriftgebrauch schlechthin Anbettung genennet. Ob man aber ein lebloses, unfühlbares Bild auch mit einer geringen Anbettung, die in Worten, oder Gebärden bestehet ansprechen könne, wie Gott, und lebendige Menschen angesprochen werden können, dies will ich Ihrem Vernunft zu beurtheilen überlassen.

Kapuz. Nachdem ein allgemeines Konzilium entschieden hat, bleibt dem Vernunft nichts übrig als sich blindlings unterwerffen, und mit seiner Unzulänglichkeit zu trösten.

Oberst. Nein, so mechanisch will ich nicht behandelt sein, wie ein Kapuziner. Meine gesunde Vernunft sträubet sich gegen ein Konzilium, welches Bilder anzusprechen erlaubet. Ein Konzilium muß mir die göttliche Offenbarung aus Gottes Wort vorzeigen, sonst glaub ich demselben nichts.

Pf. Mein Herr Oberster, ihre Vernunft sträubet sich mit allem Rechte gegen dieses sogenannte ökumenische Konzillium zu Nizäa. Ich will Sie bald aus ihrer Verlegenheit ziehen, wenn ich Ihnen sage, daß England, Frankreich, und Deutschland, daß Kaiser Karl der Grosse, sein Nachfolger Ludwig der Fromme, und ein deutsches überaus ansehnliches Konzilium jenes zu Nizäa verachtet, verworffen, und niemals anerkannt haben.

Oberst. Nun dies wünsche ich zu meiner Beruhigung zu vernehmen.

Pf. Unsere abendländische Bischöfe haben das Nizänische zweite Konzilium für eine partheiliche Nationalversammlung der griechischen Bischöfe, und für ein blosses Weiberwerk der boshaften Irene angesehen. Karl der Grosse aber, dem der Papst Adrian die Akten, nnd Schlüsse desselben zugesendet hatte, hat alle die mühseligen Gründe, welche dasselbe für den Bilderdienst ersonnen, in vier Büchern, welche die Karolingischen heissen, haarklein wiederlegt, und dem Papste seinem Freunde zurückgesendet. " Als die Akten dieses „ Konziliums, sagt Karl in der Vorrede, in welchen „ weder Beredsamkeit, noch gesunder Menschenverstand anzutreffen ist, in unsere Hände gekommen, „ haben wir uns verpflichtet gefunden, die darinn „ enthaltene grobe Irrthümer zu wiederlegen, damit „ unsere Schrift ein Gegengift wider die ansteckende „ Seuche werde. — Die Väter dieses Konziliums, die „ den Unterschied zwischen Gebrauch, und Anbettung „ der Bilder nicht achten, machen aus den Stellen „ der heiligen Schrift, wo der Bilder gedacht wird, „ den dummen Schluß, daß wir dieselben ehren, „ und anbetten müßten. Wir vermeiden hier beide Abwege: Wir betten die Bilder nicht an, und zerstöhren „ sie nicht. Wir dulten die heiligen Bilder in den Kirchen als blosse Zierrathen, und Hilfsmittel der „ Gedächtniß. Die alberne Sinode aber, die uns „ gebieten will dieselben anzubetten, verwerfen wir „ gänzlich, und haben sie, wo noch ein Verstand „ herausgebracht werden konnte, und die Schreibart nicht gar zu plumpe war, von Stücke zu „ Stücke wiederlegt. — Welch eine Raserei, und „ Unsinn ist es, daß eine Kirche (die griechische) alle „ andere Kirche mit dem Bannfluche belegen will?

„ Dies ist ein Bannfluch ohne Vernunft, ein Zorn „ ohne Macht, ein Urtheilspruch ohne Authorität. „ In England fand das nizänische Konzilium keinen bes= seren Eingang. Der König Offa ließ den engländischen Bischöfen Abschriften der karolingischen Bücher zustel= len, worüber sie ihr Gutachten zum Nachtheil der Bil= der, und des Konziliums an Karl den Grossen sende= ten. Aus der angeführten Erklärung Karls erhellet, daß er, und alle unsere Bischöfe auf der Lehre des heiligen Papstes Gregor des Grossen an den Bischof Serenus fest beharreten, die Bilder weder anzubetten, weder zu zerstöhren, sondern blos zum Behuffe der Ge= dächtniß für die Ungelehrten zu behalten.

Endlich im Jahre 794. verordnete Karl mit Einver= ständniß des Papstes Adrian das Konzilium in Deutsch= land zu Frankfurt am Main, welches wenn wir mit den römischen Kanonisten um Nahmen, und Worte streiten wollten, den Nahm ökumenisch besser als das nizänische verdiente. Es ward unter dem höchsten Vor= sitz des Kaisers, in Anwesenheit zween päpstlicher Le= gaten von beiläufig 300. Bischöfen aus Frankreich, Deutschland, und (nach Mabillon) auch aus England gehalten. Der Schluß dieses ansehnlichen Konziliums in Absicht auf die Bilder lautet im zweiten Kanone also: 1.) " Auf dem Konzilio zu Nicäa ist niederge= „ schrieben worden, daß diejenige mit dem Kirchen= „ banne belegt sein sollten, welche die Bilder der Hei= „ ligen nicht eben so, wie die Dreinigkeit anbetten. „ Die anwesenden heiligen Väter (Bischöfe) die sich „ schlechterdings weigern sie anzubetten, oder ihnen

„ zu

1.) T. 7. edit. Labb. p. 1057.

„ zu dienen, haben die nizäniſche Sinode einmüthig
„ verachtet, und verworfen. „

Man hat zwar in ſpätern Zeiten dieſem Schluſſe verſchiedene liſtige Deutungen geben wollen, damit er das nicht heiſſen ſolle, was er heiſſet; allein die Zeitgenoſſen, und nahen Geſchichtſchreiber ſind die beſten Ausleger deſſelben, und dieſe behaupten, daß das Konzilium zu Nizäa von dieſem förmlich verworfen worden ſei. " Die nizäniſche Sinode, ſagt Eginhard der Ge-
„ heimſchreiber Karls 1) wurde zu Frankfurt von al-
„ len Biſchöfen verworfen. „ " Zu den Zeiten Karls
„ des Groſſen, ſchreibt Hinkmar im 9ten Jahrhundert
„ 2.) wurde auf Befehl des römiſchen Stuhls, und
„ auf Einberuffung des Kaiſers eine allgemeine Sino-
„ de zu Frankfurt gehalten, wo die falſche nizäniſche
„ Sinode der Griechen aus Gründen der heiligen
„ Schrift, und Tradition verworfen, und gänzlich ka-
„ ßirt wurde. „ " Die falſche nizäniſche Sinode
„ der Griechen, ſchreibt der Abt Regino im 9ten
„ Jahrhundert 3.) die wegen der Bilderverehrung ge-
„ halten worden, iſt zu Frankfurt von allen Biſchöfen
„ verworfen worden. „ Eben dieſes beſtättigen auch mit deutlichen Worten die urſpergiſche Kronik, und die baieriſchen Jahrbücher des Aventius. Es iſt alſo gewis, daß man damals das nizäniſche Konzilium als ein falſches verworfen habe. Diejenige, welche dieſe Gewisheit zu läugnen ſich nicht getrauen, ſagen in den Tag hinein, die Biſchöfe zu Frankfurt hätten das

1.) Eginſ. Eccl. Franc. ad an. 794.
2.) Hincmar. Cont. Laud. c. 20.
3.) Regin. Chron. 794.

nizänische Konzilium derowegen verworfen, weil sie es unrecht verstanden, und geglaubt haben, dasselbe hätte den Bildern die nehmliche Anbettung, wie der Dreieinigkeit zugestanden. Wenn es war wäre, daß die Frankfurter Bischöfe sich geirret hätten, so würden wohl die Legaten des Papstes sie besser belehret, und ihren Misverstand gehoben haben, zumalen beide Konzilien das nizänische, und das frankfurtische in 9 Jahren, unter eben demselben Papste, und Kaiser, da noch alles in frischester Gedächtniß war, nacheinander gehalten wurden. Der Papst Adrian, und seine Legaten, denen daran gelegen war, den Bilderdienst durchzusetzen, würden es für das wichtigste Geschäft haben halten müssen, ihr nizänisches Konzilium von einem so groben Irrthume, als ihm die Frankfurter Bischöfe, und der Kaiser selbst zumutheten, zu reinigen. Da sie aber dieses nicht gethan, der Zumuthung damal nicht widersprochen haben, so ist es jetzt viel zu spät dem frankfurtischen Konzilio einen Misverstand aufzubürden.

Oberst. Mir scheinet, die Zweideutigkeit, die in dem Worte Anbettung liegt, dessen man sich zu Nizäa bedienet hat, habe den Widerspruch veranlasset.

Pf. Ja so ist es nach aller Betrachtung. Die Bischöfe zu Nizäa sprachen den Bildern Anbettung adorationem zu. Sie erklärten zwar, daß sie eine mindere, geringere Ehrenanbettung, als der Gottheit gebühret, verstünden, allein unsere Bischöfe hielten dafür, die mindere Anbettung der Bilder seie von der Anbettung Gottes nicht wesentlich, sondern blos nach dem Grade verschieden. In dieser Meinung musten sie nothwendig bestärket werden, weil man zu Nizäa dem Bischofe von Cipern Platz eingeräumet, und gar nicht

wi-

widersprochen hatte, welcher den Bildern die Anbettung der Dreieinigkeit auf gleiche Weise zuerkennet hat. Indessen hat Karl der Grosse wider alle mögliche Zweideutigkeit der Anbettung weislich gesorgt, da er in seinen karolingischen Büchern nicht nur die göttliche Anbettung, sondern alle Grade derselben, alle Gattungen der Verehrung (omnimodum cultum) den Bildern gänzlich abgesprochen, und sich auf die Lehre des Grossen Gregors berufen hat, welcher den Bischof Serenus von keinem Grade der Bilderehrung unterrichtet hat, welches er doch vermög seines Lehramtes zu thun schuldig gewesen wär.

Kapuz. Das heißt aber das Kind sammt dem Bade ausgiessen. Es wär doch nur nöthig gewesen, dem dummen Volke ächte Begriffe von dem Unterschied der eigentlichen, und der beziehenden Anbettung, oder der Verehrung beizubringen, so wäre die Zweideutigkeit gehoben, und unnöthig gewesen alle Arten der Verehrung anfzuheben.

Pf. Dies sprechen Sie unüberlegt den Bildertheologen nach, welche immer schreien, der dumme Haufe habe Bilder, und sinnliche Vorstellungen zu seiner Aufklärung nöthig, müsse aber vom Unterschied der Anbettung, und Verehrung deutliche Begriffe bekommen. Dies sind widersprechende Behauptungen. Denn wenn der Pöbel deutliche Begriffe von einem so subtilen Unterschied fassen kann, so ist er nicht so dumm, daß er Bilder zu seinem Unterrichte nöthig hätte; ist er aber wirklich zu dumm den Unterschied durch Unterrichte zu begreifen, so müßte man ihm denselben durch neue Bilder beibringen. Endlich aber bei allem möglichen Unterricht überläßt man ihn der Gefahre die Bilder wirklich anzubetten, wenn man ihm auch nur die

mindere Anbettung vor dem Bilde zu knien, und zu betten verstattet.

Kapuz. Kein Christ wird doch so albern sein das Bild für einen Gott zu halten.

Pf. Glauben Sie denn, daß die Israeliten das goldene Kalb in der Wüste, und die ährene Schlange für die wirkliche Gottheit gehalten haben. Gewislich haben sie diesen Bildern eine geringere Anbettung als dem höchsten, unsichtbaren Gott erwiesen, und doch war ihre Anbettung wenigsten ein äusserlicher Götzendienst, welcher schon sehr nahe an den innerlichen gränzet. Diese Gefahr beschreibet der heilige Augustin im zweiten Theile des 113ten Psalms, wo er diese merkwürdige Worte von den Bildern überhaupt saget: Wer ist derjenige, der vor einem Bilde, worauf er seine Augen geheftet hat, bettend nicht gereget würde zu glauben, daß ihn das Bild erhören, und zu hoffen, daß es seine Bitte erfüllen werde?

Oberst. Dies sieht man ja täglich mit Betrübniß bei unserem christlichen Pöbel unerachtet aller Unterweisungen in Predigen, und Schulen.

Pf. Das morgenländische Kaiserthum, welches unter der Regierung einer Irene die Gefahren weder eingesehen, noch geglaubt hat, hat endlich zu spät empfunden, was entsetzlichen Aberglaub die Gestattung der minderen Bilderanbettung, das Werk eines boshaften Weibs nach sich gezogen habe. Nach Karls des Grossen Tod schickte der morgenländische Kaiser Michael Gesandten an Ludwig den Frommen, Karls Sohn, und Thronfolger, welche ihm die traurigsten Folgen des Bilderdiensts überbringen, und um Abhilfe bitten musten. " Sie haben, heißt es in dem

" kai-

„ kaiserlichen Schreiben, sogar die Kruzifixe aus den „ Kirchen weggeschaft, und statt derselben Bilder hin„ gestellt, welchen sie eben dieselbe Ehre erwiesen, die „ sie dem Kreutze Christi erwiesen haben, daß sie Lich„ ter, und Rauchwerke vor denselben angezündet, zu „ ihren Ehren Lieder angestimmet, und sie um ihren „ Beistand angeruffen haben. Sogar zu dem Tauf„ brunn trugen sie die Bilder hin, und liessen sie durch „ ein angeheftetes Tuch ihre Kinder über die Taufe „ halten, um sie zu Pathen zu bekommen: Einige „ Priester haben von den Bildern die Farben abgescha„ ben, dieselbe mit dem heiligen Abendmahle vermischt, „ und dem Volke gereichet: Andere haben bei der „ Kommunion den Leib unsers Heilands in die Hän„ de der Bilder gelegt, und die Kommunikanten ge„ nöthigt denselben aus ihren Händen zu empfangen, „ noch andere haben bei der geistlichen Kopfschurre ihre „ Haare auf die Bilder fallen lassen. „

Solche Gefahren, und böse Folgen vorzusehen war freilich, ich will nicht sagen ein Weib, sondern ein männlicher Verstand nicht hinreichend. Gott allein hat sie vorgesehen, und dessentwegen in seinem Gesetze sowohl die förmliche Anbettung, als den Dienst aller Bilder vom Himmel, Wasser, und Erde verbotten. Dieses Gebott ist verneinend, und kann folglich wie alle verneinende Gebotte in keinem Falle, unter keinerlei Vorwand übertretten werden. Da es ebtn so platt, und allgemein verneinend ist, wie das Verbott des Ehebruchs, so ist nicht zu begreifen wie man das eine, und nicht auch das andere modalisiren könne. Das erste Christenthum hat sich fest an das Gesetz gehalten, und da wuste man von keiner verschiedenen Andacht der Gelehrten und der Ungelehrten.

Oberst. Sagen Sie uns noch, was die Abgesandten des griechischen Kaisers bei dem Kaiser Ludwig ausgewirkt haben.

Pf. Ludwig versammelte den 1. Novemb. 825. ein Konzilium zu Paris. Unter den fränkischen Bischöfen, die demselben beigewohnet haben, befanden sich der heilige Abogard, Bischof zu Lion, Jeremias Bischof zu Sens, Jonas der berühmte Bischof zu Orleans, Haligar Bischof zu Cambrai, Amular der fürtrefliche Bischof zu Trier, die zween Bischöfe Fredulff, und Adegar, die so eben von ihrer römischen Gesandschaft zurückgekommen waren, der Abt Theodor, und der Abt des grossen Kloster S. Denis, Männer, welche die gelehrtesten ihres Zeitalters waren, deren fürtreflichen Karakter ihre hinterlassene Schriften der Nachwelt bezeugen. Das Konzilium nahm abermal die Lehre des heiligen Papstes Gregors zum Grunde, vermög welcher die Bilder weder zerbrochen, weder angebettet werden, sondern zum Behuffe der Schwachen dienen sollen. Aus diesem Grunde verwarf es das Konzilium zu Konstantinopel unter dem Kaiser Konstantin, welches die Bilder zu zerbrechen befahl, und auch das nizänische unter der Irene, welches denselben eine Art der Anbettung gestattete. Nach dieser Regel soll man die Bilder in den Kirchen behalten ohne sie in die Höhe aus den Augen zu rücken, damit selbe dem Volke zum Unterricht dienen, doch sollen sie nicht verehrt werden. Nach geendigten Konzilium verfaßten die Bischöfe ein Schreiben an den Kaiser Ludwig worinn sie erklärten, daß beide Kirchen die zu Konstantinopel, und die zu Rom gefehlt hätten, jene zwar daß sie die Bilder zerbrechen, diese aber weil sie dieselbe anbetten ließ, doch seie die Anbettung sträflicher als die Zerbrechung.

chung. Zugleich meldeten die Bischöfe dem Kaiser, daß nach dem Bericht der Bischöfe Fredulff, und Adegar, welche jüngst aus Rom zurückgekommen, die abergläubige Verehrung der Bilder in Rom selbst tiefe Wurzel gefasset habe, und daselbst von eben jenen befördert werde, deren Pflicht es wäre, derselben sich zu widersetzen: Derowegen sei es seine, eines christlichen Fürstens Schuldigkeit das Aergerniß zu tilgen, und eine Ubung durch behutsame Mittel abzuschaffen, welche nur die Unwissenheit eingeführt, und die Gewohnheit bestättiget hat. Ludwig schickte zween Bischöfe an den Papst Eugen II. ab, welche Befehl hatten ihn durch die gelindesten Wege auf die Lehre des Grossen Gregors zurückzuführen. Allein ihr Bestreben war vergeblich; Rom beharrte auf seinen Gesinnungen, und die fränkische Kirch auf den ihrigen, doch ohne die Gemeinschaft zu trennen. So stunden die Sachen, als die Aufruhr wider den Kaiser Ludwig, der Einfall der Sarazenen, und der Hunnen den Streit in das Stecken gebracht haben. Nach und nach, da sich die Päpste über die Thronen erschwungen, das abendländische Kaiserthum für das Werk ihrer Gnade ansahen, und ihre Aussprüche für Glaubenslehren ausgaben, hat sich der Bilderdienst von Rom in das deutsche Reich allmählig eingedrungen, unsere Gesetze unterdrückt, und endlich so allgemein ausgebreitet, daß nach Bemerkung Mabillons 1.) heut zu Tage der Bilderdienst keines Sporns, wohl aber eines Zaums bedarf.

Oberst. Ist es aber heut zu Tage ein wirkliches, positives Kirchengesetz Bilder zur Verehrung aufzustellen?

Pf.

1.) Mabill, in præf, ad p. 1, n. 47.

Pf. Diese Frage beantwortet Natalis Alexander, 1.) da er sagt, " man verläumde die Kirche, wenn „ man ihr zumuthet, daß sie Bilder zur Verehrung „ aufzustellen befehle. Die christliche Religion kann „ ohne allen Bildergebrauch bestehen. Die Kirche wür„ de keine apostolische Tradition verletzen, wenn sie „ aus wichtigen Ursachen in manchen Orten den Bil„ dergebrauch auf eine Zeit abschafte. „

Oberst. Ich dächte die Kirche müßte eine Sache abschaffen, welche zur Religion unnöthig, und doch anstößig, und gefährlich ist.

Pf. Das Konzilium zu Trient hat die Bilderverehrung schon sehr herabgestimmet durch die Lehre, daß in den Bildern nicht die mindeste übernatürliche Kraft stecke, welche einer Verehrung, oder eines Vertrauens würdig wäre, und daß die äusserliche Ehrenbezeugung nicht dem Bilde, sondern dem vorgestelten erwiesen werde. Diese einzige Lehre könnte dem Bilderdienste ein Ende machen, wenn er nicht von so vielen schmutzigen Priestern als ein reichhaltiger Finanzzweig unterstützet, und geprediget würde. " Über das was „ das Konzilium in diesem Stücke geleistet hat, sagt „ Vanespen 2.) haben auch manche eifrige Bischöfe „ der Bilderehre sehr enge Gränzen ausgezeichnet. Nichts„ destoweniger zeiget die heutige abergläubige, und bei„ nahe abgöttische Verehrung der Bilder, daß die fränki„ schen Bischöfe recht gethan alle Gattungen des Bil„ derdiensts (omnimodum cultum) abzuschafen. „ " Gewis, so lang die mindere Anbettung ein Konzi„ liar=

1.) Nat. Alex. Differt. 6. in Sec. 8. p. 774.

2.) Vanespen P. 2. S. 2, T. 1, n. 37.

„ klarschluß bleibt, so lang bleibt auch die Gefahr der „ Ausschweifung. Derowegen haben die Konzilien zu „ Köln, und zu Mainz ihren Bischöfen aufgetragen „ jene Bilder gänzlich abzuschaffen, zu welchen das „ Volk häufig zuläuft, und durch die Art seiner An„ dacht auf dieselbe zu hoffen anzeigt. „

Kapuz. Gott lob, in unseren Zeiten ist doch Niemand mehr so dumm, daß er auf ein Bild seine Hofnung setzete.

Pf. Niemand ist so dumm? was reden Sie? Lassen Sie heut die höchst anstössige Abbildung der Dreieinigkeit von Sonntagberg, und das Marienbild zu Zell abnehmen; Predigen Sie alsdenn dem Volke eifrig, und deutlich, daß es auch ohne diesen Bildern alle Gnaden von der Dreieinigkeit, alle Fürbitten von der heiligen Jungfrau erhalten könne, wenn anderst ihre Gebette heilsam, und Gott gefällig sind. Aber sehen Sie zu, wie bald die Kirchen leer sein werden. Heisset denn dieses nicht auf Bilder hoffen? Dieser abergläubigen Hofnung Einhalt zu thun hat das Konzilium zu Rhodes 1445. im 7ten Kanon die verschiedene Benennungen der Bilder als Marienmitleid, Marienfund, Marientrost, Mariengnade u. d. g. verbotten, weil derlei Benennungen vielen eine Gelegenheit zur abergläubigen Hofnung auf besondere Kräfte der Bilder geben, und nur auf Geldwerbungen abzielen. Ich setze diesen eifrigen Bischöfen noch den Herrn Erzbischof Migazzi zu Wien an die Seite, welcher Eifer Muth, und Standhaftigkeit genug hatte derlei Bilder aus den Kirchen zu schafen, und dieses zu einer Zeit, da die Stadt Wien von den Mönchen im tiefen Schlummer gewieget wurde, da kein Bischof sich dagegen regte, und mancher wider ihn schrie die Gunst der Mön-

che,

che, und des Pöbels zu erhaschen. Damals hatte ihm noch kein Purpur die bischöfliche Freiheit genommen!!!

Oberst. Da alle diese Mittel zu schwach sind das Übel zu tilgen, würde die Religion, und der Staat dem Kaiser Dank schuldig sein, wenn er die von Gott verliehene Macht dagegen anwenden wollte.

Pf. Gewaltsame Mittel wider die Bilder anzuwenden könnte ihm sein gröster Feind rathen. Ludwig der Fromme, wie ich erst gesagt, hat wohl eingesehen, daß gewaltsame Mittel den Aberglaub mehr bestärken, als schwächen, derowegen hat er seinen Gesandten befohlen nur behutsame Mittel gegen den Papst Eugen anzuwenden.

Oberst. Sie waren hingegen auch zu unkräftig den Papst zu bewegen.

Pf. Der Kaiser Joseph II. hat ein Mittel in seiner Gewalt, welches zugleich behutsam und kräftig ist.

Oberst. Dies sollte ihm ein rechtschafener Mann vorschlagen.

Pf. Vanespen, der rechtschafneste Mann, der Martyrer für die Rechten Kaisers Karl VI, und aller Fürsten hat es schon vorgeschlagen. Hören Sie ihn: "Es „ ist gewis, sagt er 1.) daß die vielfältige, und „ abergläubige Verehrung der Bilder ihren Ur„ sprung, Fortgang, und Bestand, wo nicht gänz„ lich, doch größtentheils dem schändlichen Wucher „ der Welt- und Ordensgeistlichen zu danken ha„ be, welchen sie aus dem Zulauf des an den Bil„ dern klebenden Volks erhaschen. Derowegen ist „ ungezweifelt das wirksamste, und beinahe nö„ thig-

1.) Vanesp. loc. cit. n. 40.

„ thigste Mittel den Aberglaub zu tilgen, daß den
„ Bildern alle jene Einkünfte benommen werden,
„ welche den Priestern mittelbar, oder unmittelbar
„ zu Nutzen kommen. „

Oberst. Gewislich das behutsamste, und treflichste Mittel, welches in der Hande des Kaisers steht!

Pf. Nur die Messestipendien darf er den Bilderpredigern zu zahlen, und anzunemmen unter Strafe des Ungehorsams verbieten, so werden die sogenannte Gnadenbilder von sich selbst, wie die Bäume, die keinen Saft aus der Erde ziehen, abdorren, und allmählich werden die Bilder das werden, für was sie die erste Kirch, und das Kaiserreich erkläret haben, Hilfsmittel für die Gedächtniß, und Erbauung, für das Herz.

Kapuz. Ich danke E. H. von Herzen für diesen Unterricht, und hege nun eine ganz andere Meinung von den Bildern, als ich Zeit meines Lebens geheget hab.

Pf. Bleiben Sie auf ihrer Meinung. Ich versichere, daß alles, was wider meine Beweisthümer schon gesagt worden, und noch gesagt werden wird, eitle Wortgefechte, und Verdrehungen der Geschichte sind.

Sie aber mein Herr Oberster werden nun einsehen, wie lauter und rein die römische Kirchverfassung, welche nach Deutschland übertragen wurde, im achten Jahrhundert gewesen sei; eine Verfassung, welche zwar ein eifriger, frommer Mann, ein Martirer dahin übertragen, der doch ein sehr unaufgeklärter Mönch, und noch zum Uberfluß ein geschworner Vasall Gregors II. des größten Bilderpatrons, ein geschworner Beförderer der zu seinen Zeiten entstandenen falschen Dekretalen war. Glauben Sie jezt noch, daß die Priester

die-

dieser Epoche für ihre Messe sich mit Brod, und Weinopfer begnüget haben? Besonders wenn sie dieselbe vor einem heiligen Bilde lasen? Bonifaz selbst macht von den Priestern in Deutschland die schändlichste Schilderung: Bei seiner Ankunft fand er Priester, die zugleich den Götzen opferten, und zugleich tauften, das ist, wie Herr Schmidt sagt 1.) die sich um das Geld brauchen liessen, wie es jeder, der zu ihnen kam, verlangte. Die neubekehrten Heiden glaubten der Götzendienst sei ihnen noch immer erlaubt, wenn sie denselben nur nicht in den Hainen, sondern in der Nähe einer Kirche, zu Ehren eines Martirers, oder anderer christlichen Heiligen verrichteten; dies konnten sie ohne Priester nicht thun. Bonifaz beklagte sich in einem Schreiben an den Papst Zacharias, daß eine Menge gewinnsüchtiger Leute, die sich fälschlich für Priester, und Bischöfe ausgaben, in dieses noch halbchristlicht Volk sich gleichsam getheilt hatte; daß sich verlaufene Knechte, die sich sonst nicht nähren konnten, eine Tonsur machten, und die Kirchenzeremonien nachahmten, andere aber sich mit Wahrsagereien abgaben, noch andere die Leichtgläubigkeit des Volks auf andere hintergiengen. Die Bißthümer, spricht er, sind meistens in den Händen geldgieriger Laien, oder ehebrecherischer Geistlichen, die auf nichts als zeitlichen Gewinn sehen. Sie musten wohl geldgierig sein, weil sie nach dem Bericht des Bonifaz vier bis fünf Beischläferinnen hielten, Trunkenbolde, Jäger, und Soldaten waren. Karlmann der Franken Herzog sagt im Eingang

des

1.) Schmidts Geschichte der Deutschen, 1. Th. S. 376.

des ersten Konziliums 742, er habe dieses Konzilium versammelt die guten Sitten der Geistlichkeit wieder herzustellen, die gänzlich verfallen sind, damit das christliche Volk durch falsche Priester nicht verführet werde. Bei aller dieser gehässigen Schilderung, wenn man den Miethmeßlern glauben dürfte, waren diese Priester viel zu gewissenhaft ihre Messe um Geld zu verkaufen. So mein Herr Oberster, so sah die Kirchenverfassung aus, die der Mann nach Deutschland übertrug, der sich selbst gegen den Papst Zacharias rühmte, daß er alle seine Zuhörer und Schüler ohne Aufhören zum Gehorsam des apostolischen Stuhls lenke, der Mann, der als Erzbischof für eine Ehre hielt, nur ein Gesandter des Papstes zu sein, der sich ein verdienstliches Geschäft daraus machte die römischen Pallien an die deutschen Erzbischöfe anzubringen.

Oberst. Werthester Herr Pfarrer, ich bin Ihnen unendlich verbunden für ihre lehrreiche Unterhaltung und gehe recht vergnügt nach Hause. Gute Nacht.

Pf. Schlafen Sie wohl.

Kapuz. Ich werde mehr denken, als schlafen.

Sechster Abend.

Der Oberste, der Kapuziner, der Pastor, und Pfarrer.

P f a r r e r.

Der Herr Oberste bringen schon den Herr Pastor mit sich von der Wahlfart nach dem Sonntagberg? Ist auch die gnädige Frau Gemahlinn gesund zurückgekommen?

Oberster. Sie ist noch nicht zu Hause. Den Herrn Pastor hat sie zurückgeschickt, weil sie vom Sonntagberg zu einigen bekännten Herrschaften en visite gefahren ist. Vermuthlich wird sie noch ein paar Täge ausbleiben.

Pfarrer. Herr Pastor, wie hat Ihnen der Sonntagberg gefallen?

Pastor. O das Bild! Das Bild der göttlichen Dreieinigkeit, welches dem dummen Volke falsche Ideen von der dreieinigen Gottheit eindrückt, und dem ganzen Alterthume der christlichen Kirche äusserst widerspricht! O das Bild! das anstössige Bild!

Pf. Lassen wir das Bild in seinem eroberten Besitze, bis es dem Kaiser gefallen wird, dessen Dienern die Messestipendien zu entziehen: Da wird sich die Sache schon geben. Indessen verspreche ich Ihnen bei

der

der ersten Gelegenheit, die ich sehr bald hoffe, meine Gedanken über dieses, und alle Bilder der heiligsten Dreieinigkeit der Welt zu entdecken.

Past. Sollen bei den Katholicken die Bilder zu Quellen der Stipendien dienen?

Oberst. Ich hätte gewunschen Sie bei unserm gestrigen Gespräche gegenwärtig zu haben; da hätten Sie Wunder gehört, was für Schaden die Bilder dem Volke, und was für Vortheile sie den Geistlichen bringen. Sind einmal die Stipendien abgeschaft, adieu Gnadenbilder!

Past. Und auch adieu Fegfeuer!

Kapuz. Das Fegfeuer wird derowegen nicht abkommen; denn dieses gehört zu den Glaubenslehren.

Past. Ja zu den neuen tridentinischen.

Pf. Ich bitte um Vergebung Herr Pastor! das Wort Fegfeuer ist zwar neu, aber zeitliche Strafen nach dem Tode hat man in der christlichen Kirche von Anbeginn geglaubt, und für das Heile der Todten das Altaropfer, und Gebette verrichtet. Sie sind zu gelehrt, als daß ich Ihnen die Beweise anführen dürfte. Indessen ist es doch auch wahr, daß man in der schönen Christenheit das Fegfeuer zu keinem Finanzzweige der Geistlichen gemacht, weder die Peinen der Seelen so wahnsinnig übertrieben habe, wie es jezt die herrschende Mode ist.

Kapuz. Ja die Messen für die Verstorbenen sind immer die mehresten, und auch die beßten. Hochämter, jährliche Exequien, ewige Stiftmessen, und Vigilien werden auch besser bezahlt, als gemeine Stillmessen.

Pf. Diese zügeln, und unterhalten auch den brennenden Scheiterhaufen in jener Welt. Fegfeuer! Feuer! und fegen! so einen barbarischen, schaudervollen Nahm mußte in Deutschland dem Straforte beigelegt werden, welcher in allen Sprachen mit milderem Ausdruck der Reinigungsort genannt wird. Hier läßt man die Seelen braten, und noch dazu vom Teufel fegen; wie würde sich sonst der katholische Christ zum Mitleiden, und zu so vielen, doch immer unzulänglichen Messestipendien bewegen lassen? Man weiß, und wollte Gott, es würde vergessen, wie viele höchst ärgerliche, unvernünftige Lehren, und Erzählungen in so manchen Büchern, und Predigen, über die Beschaffenheit der Strafen, über Seelenerscheinungen, und Erlösungen zum Schimpf der Religion vorgekommen sind.

Oberst. Ihr Mitbruder, der Kapuziner Kochem hat sich in diesem Stücke ausnehmend hervorgethan.

Kapuz. Er that es gewiß aus heiliger Einfalt, und ohne Absicht auf das Messegeld.

Pf. Er war auch weder der erste, noch der einzige; dann er hatte frömmlende Mönche, und Bettschwestern zu Vorgängern, treuen Mitgehilfen, und Nachfolgern. Wenn er auf die Stipendien keine Absicht gehabt hat, so haben schon seine Nachfolger dieselbe, und bedienen sich seiner Methode als der sichersten, und unerschöpflichen Stipendienquelle.

Kapuz. Bei unseren Zeiten wollte ich es keinen Geistlichen rathen das Fegfeuer nach Kochems Methode zu predigen. Die Herrn Predigkriticker in Wien würden gewiß übel mit ihm wirthschaften.

Pf. Ehe die Kriticker waren, und swo sie noch nicht sind, erlauben sich die Prediger die kochemische Methode noch höher zu raffiniren. Um die Beispiele, welche ich in der Nähe habe, nicht von ferne zu hohlen, will ich Ihnen ein paar Predigen aus meinem Gezirke zur Unterhaltung erzählen. Vor ungefähr vier, oder fünf Jahren am sogenannten Armenseelensonntage, dem grossen Tage der Stipendienährende predigte ein frommer Mönch in Oberösterreich über die Peinen des Fegfeuers. Sein Völklein zu bewegen, brachte er einen Todtenschedel auf die Kanzel, stellte ihn vor sich hin, und befragte ihn verschiedentlich über die Quellen der Seelen; nach jeder Frage bückte er sich herab, und sprach die Antwort mit düsterer, kläglicher Stimme durch den Todtenschedel hinaus an das ertaterte einfältige Volk. Diese komische Gauckelei an einem solchen Tage mußte gute Wirkung machen, weil er sie das folgende Jahre, doch auf andere Art wiederhohlte. Er brachte an eben diesem Tage einen versiegelten Brief mit sich auf die Kanzel, sagte, er hab denselben in der verflossenen Nacht durch einen Botten empfangen, und nachdem er ihn öffentlich entsiegelt hatte, fand sichs, daß er aus dem Fegfeuer gekommen sei. Der Innhalt bestand in der Erzählung der entsetzlichsten Peinen, und in den wehemüthigsten Bitten der Seelen an ihre lebende Freunde. Zu Ende laß der Mönch in einer langen Reihe die Nahmen der Seelen herab, welche unterschrieben waren; diese waren der Hansl, der Jörgl, der Jagl, der Franzl, der Michl, der Söppl — die Käthl, die Resel, die Miedl, die Baberl, die Sandl, die Lisl u. s. f. Die anderen Mönche des Klosters, welche heller dachten, als der heilige Dummkopf, beschwärten sich zwar über diese Narrenpredig bei der

Obrigkeit (ich saze dieses zu ihrem Ruhme) doch blieb sie ungeahndet, und mit der heiligen Einfalt entschuldiget; man würde sie nur zum grossen Schaden der Sakristei, der Messenbörse geahndet haben.

Solche Methoden hat man angewendet dem christlichen Volke, ja selbst den geistlichen Lehrern willkührige Begriffe vom Fegfeuer beizubringen. Peinen hat man ersonnen, welche nicht nur der Vernunft sondern selbst den Religionsgrundsätzen widersprechen. Alles ward in Kontribution gesetzet die Seelen loszukaufen, und obschon den Kontribuenten die Erlösung, wo nicht einer bestimmten, doch einer gewissen Seele durch privilegirte Altäre, und vollkommene Ablässe versprochen wurde, mußte doch das Fegfeuer noch immer angefüllet, und die Kontribution im alten Stande verbleiben.

Oberst. Was hat denn ein Katholick eigentlich von dem zeitlichen Strafort nach diesem Leben zu glauben? Die Protestanten, weiß ich wohl, glauben gar keines: Nicht wahr Herr Pastor?

Past. Ich bitte mich mit allen Fragen über das Fegfeuer zu verschonen.

Pf. Nur diese zwei Stücke, daß nach dem Tode für fromme, versöhnte Seelen eine Reinigungsstrafe vorbehalten sei, und denen im Straforte aufbehaltenen Seelenhilfe von den Lebendigen geleistet werden könne; diese zween Stücke sind Lehrsätze des tridentinischen Konziliums. Die heutigen Protestanten nehmen zwar mit uns einen zeitlichen Strafort nach dem Tode an, doch die Hilfleistung der Lebendigen geben sie nicht zu.

Past. Was sagen Sie von den Protestanten?

Pf. Ja mein Freund, es ist nicht anderst: Eure ansehnlichsten, gelehrtesten Männer, und Vorsteher glauben nach dem Tode Höllenstrafen, welche ein Ende nehmen werden. Diese Hölle ist demnach nichts anders, als eine zeitliche Strafe, oder wie wir es ausdrücken, ein Fegfeuer. Das protestantische Ministerium hat dem Prediger Petitpied zu Neuschatel, welcher eine endliche Hölle gepredigt hat, vorgeworfen, daß er die Hölle zum Fegfeuer der Katholicken mache, die Meinung von der endlichen Hölle ist unter ihren Gelehrten jezt die herrschende, von welcher auch Michaelis zu Göttingen, und Seiler zu Erlangen Männer vom ersten Range eingenohmen sind. Wir Katholicken glauben nach der tridentinischen Entscheidung 1. daß es nach dem Tode einen Reinigunsort (purgatorium) gebe: 2. Daß den dort aufbehaltenen Seelen durch Gebette, fromme Werke, besonders durch das gottgefällige Altaropfer geholfen werde. Von der Beschaffenheit der Reinigungsmittel in jener Welt haben wir keine Offenbarung aus der Schrift, und keine Entscheidung von der Kirche. Was manche heilige Väter darüber geschrieben haben, waren bloß ihre Meinungen, keine Offenbarung, keine Kirchenschlüsse. Derowegen hat auch das Konzilium zu Trient auf ihre Meinungen keine Rücksicht genohmen, weder dieselbe vorgetragen.

Kapuz. Ist denn die Feuerstrafe keine positive Lehre der Kirch?

Pf. Nein mein Pater! Auf dem Konzilio zu Florenz hat die lateinische Kirche die deutlichsten Merkmahle geäussert, daß sie jene Meinung, welche die Feuerstrafe gänzlich läugnet, zulasse. Die griechischen Bischöfe hielten viele vorläufige Konferenzen mit den

Lateinischen, worinnen sie erklärten, daß sie zwar zeitliche Strafen nach den Todt glaubten, die Strafen aber bestünden in einer Traurigkeit an einem betrübten, finsteren Orte, und in der Beraubung alles göttlichen Lichts: Die Seelen, sagten sie, würden gereiniget durch Gebette, Messeopfer, und Allmosen, doch nicht durch ein Feuer. 1.) Bei dieser Behauptung blieben die griechischen Bischöfe standhaft bis zum Schlusse des Konziliums, nur daß sie alsdenn die Meinung der Lateiner vom Feuer als wahrscheinlich neben der ihrigen gelten liessen. " Wir glauben, sprachen sie, daß „ die Seelen an einem peinlichen Orte aufbehalten „ werden, ob aber die Pein in einem Feuer, in ei„ ner Finsternisse, in einer Unruhe, oder in etwas „ anderen bestehe, darüber streiten wir nicht. „ 2.). Aus diesem Bekänntnisse der Griechen erhellet, daß sie alle verschiedene Urtheile über die Beschafenheit der Strafen für blosse Meinungen, nicht aber für Glaubenslehren ansahen, und es für gleichgültig hielten, ob die Seelen durch Feuer, durch Unruhe, oder durch was immer anderes gestraft werden, wenn nur zeitliche Strafen geglaubt würden. Die lateinische Kirch äusserte eben diese Meinung, da sie die vorhin getrennte griechische Kirch mit ihr abermal vereinigte, obschon sich die Griechen die Feierpein nicht aufdringen liessen. Hätte die lateinische Kirch die Feierpein für eine Glaubenslehre gehalten, so würde sie die widerspenstigen Griechen nicht vereiniget, sondern für

Ke=

1.) Nat. Alex. T. 8. Differt. 10. Art. 2.

2.) Id. Ibid. n. 12.

Ketzer erkläret haben. Durch diese Benehmung hat die Kirch auf den Konzillien zu Florenz, und Trient gezeigt, daß einem Katholicken nur obllege zeitliche Strafen nach dem Tode zu glauben, und daß er mit diesem Glaube immer ein Katholick bleibe, er möge Feuer, Finsterniß, oder was immer für andere Strafen glauben.

Uber Dieses hat noch das Konzilium zu Trient ausdrücklich verbotten von den zeitlichen Strafen nichts ungewisses, und nichts eigennütziges zu lehren. Mit was Rechte rühmet sich ein Prediger katholisch zu sein, der immerhin das Feuer, welches ungewiß ist, dem Volke vorpredigt, und gewiß keinem anderen als den Stipendienzweck zur Absicht hat? Nach der tridentinischen Verordnung darf ich vom Straforte nichts ungewisses lehren, oder predigen: Nun aber ist die Feuerpein keine gewisse Glaubenslehre, sondern eine Meinung, welche wahr, oder falsch sein kann: Ergo — darf ich die Feuerpein nicht predigen. So schließt ein katholischer Prediger, ein ehrlicher Mann, ein redlicher Lehrer, ein treuer Ausspender der Wahrheit, welcher keinen Sinn hat das Fegfeuer zu seinem Gewinne zu machen.'

Oberst. Es ist schwär genug das höllische Feur zu glauben.

Kapuz. Gnädiger Herr, das ist schon etwas anderes, denn das Höllenfeuer ist eine Glaubenslehre.

Pf. Wie beweisen Sie diese Glaubenslehre?

Kapuz. Aus den Worten Christi: Gehet hin in das ewige Feuer, und mehreren Stellen.

Pf. Wie wär es aber mein Pater, wenn Christus zu Menschen eben so menschlich von der Hölle geredet hätte, wie er von dem Freuden des Himmels zu ihnen

geredet hat? Er versprach seinen Jüngern nach unendlichen Drangsalen, die sich wegen seines Namens würden überstehen müssen, zur höchsten Belohnung das Reich seines Vaters, und die Freuden desselben beschreibt er durch Speis, und Trank. Dort, sprach er, werdet ihr an meiner Tafel sitzend mit mir essen, und trinken. Hätte er nicht an einem anderen Orte gesprochen, das Reich Gottes ist nicht Speis, und Trank, so hätte man glauben müssen, im Reiche Gottes sei essen, und trinken die einzige, die vorzüglichste Lust. Armen, arbeitsamen, hungrigen Fischern, Leuten des niedrigsten Standes hätte er wohl nichts reizenderes als gute Mahlzeiten, und Gelage vorstellen können; denn sie waren nicht aufgelegt etwas besseres zu kennen, oder zu wünschen.

Oberst. Haben wir doch jezt noch so materielle Christen, welche sich nicht einbilden können, daß der Himmel ohne sinnlichen Wohllüsten angenehm sei.

Pf. Mit der Zeit, da die Jünger vom heiligen Geiste mit höheren Kenntnissen erfüllet waren, da Paulus seine Geschicht erzählte, haben sie wohl einsehen müssen, daß sich der göttliche Lehrmeister anfänglich zu ihren rohen Begriffen herabgelassen habe.

Eben also mag es mit dem Feuer der Hölle beschaffen sein. Christus droht mit Feuer, dies ist unläugbar. Aber könnte er dem Menschen etwas schreckbarers als das Feuer vorstellen? Kennen die Menschen etwas schmerzhafteres, fürchten sie etwas mehr, als das Feuer? Gleichwie er nun seinen Jüngern welche die Lust Gott zu besitzen nicht kannten, Speis und Trank, was sie am meisten wünschten vorgestellet hat, so kann er ihnen auch wohl, da sie dem Verlust Gottes nicht zu schätzen wußten, das Feuer, welches sie

am meisten fürchteten, vorgestellet haben. Meine Meinung erhält eine Wahrscheinlichkeit aus jener Stelle, wo Christus die Höllenstrafe unter Heulen, und Zähnklappern, und einem unsterblichen nagenden Wurme, das ist unter Gewissensbissen, Aengsten, Jammer, und Verzweiflung vorgestellet hat, die sich unter einem brennenden, und verzehrenden Feuer sehr wohl verstehen lassen.

Kapuz. Eine Hölle ohne Feuer würde kein Mensch mehr fürchten.

Pf. Ubel genug, daß man die Christen bei den ersten rohen Begriffen der Jünger stillstehen läßt! Ubel genug, daß man ihnen das Unglück von Gott ewig verstossen, und seines väterlichen Angesichts beraubt zu sein noch nicht begreiflicher gemacht hat!" Viele Men„ schen, spricht der heilige Chrisostomus 1.) fürchten „ nur die Peinen der Hölle, ich aber sage ihnen, daß „ der Verlurst des Himmels weit schmerzlicher sei. So „ unerträglich immer die Höllenpein ist, so sind doch „ tausend Höllen nicht so schmerzlich, als das Unglück „ vom Himmel ausgeschlossen, und von Jesu Christo „ gehasset zu werden." Leute, welche die Hölle blos wegen der Peinen fürchten enthalten sich weder von äusserlichen, noch von innerlichen Sünden. Von Sündenwerken enthalten sie sich darum nicht, weil sie sich die Hofnung machen durch die Busse, welche alle Augenblicke in ihrer Willkuhr stehet, der ewigen Strafe leichtlich zu entkommen. Durch das Höllenfeuer werden sie weit weniger, als Diebe, und Mörder durch die Rade, und Galgenstrafe von Verbrechen abgeschreckt;

1.) S. Chrys. homil. 47.

schreckt; denn Diebe, und Mörder haben nur ein wahrscheinliches und höchst ungewisses Mittel, nehmlich die Flucht der Todesstrafe auszuweichen Reue, und Bekenntniß rettet sie nicht; diese aber haben ein sicheres, und gewisses Mittel nehmlich die Busse wider die Hölle, und wissen gewiß, daß Reue, und Bekenntniß sie von der Hölle befreie. Da sie nun zugleich auf ihren freien Willen rechnen, dem die Gnade im jedwedern Augenblicke bereitet ist, so geht es ganz natürlich zu bei aller Höllenfurcht auf Gottes Barmherzigkeit zu sündigen. Ein anderer, welcher die Hölle derowegen fürchtet, weil er Gott liebt, von welchem er nicht verstossen sein will, fürchtet sich eine That wider seinen Willen zu begehen; handelt wie ein gutes Kind, welches sich scheuet den Vater zu beleidigen, wenn es auch versichert ist, daß sich der Vater durch Reue werde versöhnen lassen. Was die innerliche Sünden, den Willen, und die Lust zu sündigen betrift, so werden sie von der Höllenfurcht gar nicht gehoben, oder verhindert. Wie nach Lehre des heiligen Augustins der Wolf auf das Schaaffleisch immer begierig bleibt, wenn er auch aus Furcht der Hunde, und des Prügels sich nicht getraut ein Schaaf zu entwenden, so behaltet der Sünder bei der Höllenfurcht eine lebhafte Begierde nach der Sünde, und wünschet in dem verborgnesten Abgrunde seines Herzens, daß kein Höllenfeuer sein möchte um ungestraft sündigen zu können. Das Herz eines solchen Menschens gegen Gott ist alsdenn eben so beschaffen, wie das Herz des Wolfs gegen die Hunde, und den Schaafhirten. Wie dieser den Hirten hasset, der ihm seine Lust verwehrt, so hasset jener Gott, der ihn von seinen Lieblingsgelüsten gewaltsam zurückhält. Endlich aber möchte ich wohl wissen, zu was die thie-

rische, und knechtische Höllenfurcht dienen könne. So ein Knecht ist nach Lehre der Schrift, der Väter, und aller Theologen immer im Stande der Verdammniß. Aus Furcht das Böse meiden, oder das gute thun ist Zwang, der Gott nicht wohlgefällig, kein Verdienst, kein Werk der Belohnung ist. Ich habe den Widerspruch der Jesuiten Lehre noch niemal vereinbaren können, welche auf der einen Seite um die Freiheit zu behaupten nicht zugelassen haben, daß die Gnade den Willen bewege, auf der andern Seite aber behaupteten, daß die Furcht den Willen ohne seine Freiheit zu stöhren bewege, da doch nichts so unfreiwillig in sich selbst ist, nichts unfreiwilligere Handlungen wirket, als eben die Furcht.

Kapuz. Die Furcht ist freilich noch keine Bekehrung, doch ist sie der Anfang zur Bekehrung, wie die Schrift und das Konzilium zu Trient lehren. Jedwedere Handlung hat ihren eigenthumlichen Anfang, und die Bekehrung hat den ihrigen von der Furcht.

Pf. Lesen Sie mein Pater das Konzilium mit eigenen Augen, und mit Aufmerksamkeit, so werden sie finden, daß dasselbe nicht von der Höllenfurcht, sondern von der Furcht Gottes, welcher die Sünde straft, den Anfang der Bekehrung mache. Das Konzilium hat zwar die Höllenfurcht für eine Bewegung des heiligen Geistes, für eine Vorbereitung zur Busse erkläret, 1.) doch unter der ausdrücklichen Bedingniß, wenn selbe den Willen zu sündigen ausschliesst; die Frage aber, ob die Höllenfurcht den Willen zu sündi-

bl=

1.) Trid. Sess. 14. C. 4.

digen ausschliesse, oder nicht, hat es unentschieden gelassen: Indessen hat es doch seine Gesinnung über diese Frage an einem andern Orte sehr deutlich eröfnet, 1.) wo es sich auf die Stelle Eccl. 1. berufet: Die Furcht des Herrns vertreibt die Sünde, auf welche es die Entscheidung gebauet hat, daß die Sünder durch die Furcht der göttlichen Gerechtigkeit nützlich erschüttert werden. Aus der Vergleichung dieser Stellen fällt es in die Augen, daß das Konzilium nur jene Furcht zum Anfange der Bekehrung gelegt habe, welche den Willen zu sündigen ausschließt, die Ausschliessung aber der knechtischen Höllenfurcht gar nicht, wohl aber der Furcht Gottes zuerkennet habe. So, und nicht anderst lehret auch Christus im Evangelio, wo er uns warnet denjenigen zu fürchten, der uns in die Hölle verstossen kann; das heißt, nicht die Höllenstrafe wegen ihrer selbst, sondern den strafenden Gott. Diese Furcht ist es, welche der Anfang der Weisheit, oder der Bekehrung, aber auch nur der Anfang, oder die Einleitung ist. Sie ist es, welche zur Liebe Gottes, zur kindlichen, reinen Furcht die Bahn bricht. Die Christen von Sünden abzuschrecken ist das sicherste, das unfehlbarste Mittel, daß Aeltern, Lehrer, und Prediger den Kindern von Anbeginn ihrer Vernunft Gott vorzüglich von der liebenswürdigen Seite vorstellen, und ihnen seine väterliche Liebe, Weisheit, Vorsicht, und Gutthätigkeit für das gegenwärtige, und zukünftige Leben als die erste Grundlage der christlichen Frömmigkeit an das Herz legen, alsdenn werden sie aus einem Abscheu den Willen des besten

Va-

1.) Trid. Sess. 4. C. 6.

Vaters zu übertretten das Böse freiwillig unterlassen, und das Gute freiwillig üben: Und wenn sie auch mit der Zeit durch Gelegenheiten verführt in Sünden fallen, werden sie doch aus menschlicher Schwachheit, niemals aus Vorsatz sündigen, und sehr bald auf die alten Pfade der Furcht Gottes, und der Liebe zurückkehren.

Man thut aber auch bei erwachsenen, vorsätzlichen, und gleichsam verfaulten Sündern immer sehr gut, wenn man ihnen zum Anfang ihrer Bekehrung Gott nicht von der gutthätigen, sondern von der fürchterlichen Seite vorstellet, wie es das Konzilium zu Trient weislich an die Hande gibt. Ich selbst habe die Gewohnheit gehabt zum Tode verurtheilte Missethäter, welche Gott von seiner liebenswürdigen Seite sehr selten, oder vielleicht niemal kennen, durch die Furcht vor seiner Gerechtigkeit zur Busse zu disponiren. Ich liesse sie zuweilen einen ganzen Tag nach gefällten Todesurtheil mit der Furcht des Todes, und ihres ewigen Schicksals ringen, und freute mich sie in einer gänzlichen Zagheit zu sehen. Niemal bin ich einem verurtheilten Missethäter bei dem ersten Besuche mit dem Kruzifixbilde in der Hande, und mit der Barmherzigkeit Gottes entgegen gegangen, sondern ich hab ihn erst mit Vorstellung seiner Sünden, und eines verachteten Gottes, in Furcht, Schrecken, Aengste, und Zagheit versetzet. Wenn er nun, wie ein Mensch, der in das Meer gefallen ist, in der äussersten Angst vergeblich herumgetappet hat, ein Brett, oder Stück Holz zu seiner Rettung zu ergreifen, alsdenn bin ich mit dem gekreuzigten Mittler hervorgerückt. O wie begierig, wie sehnlich hat mir jedweder Missethäter in diesen Umständen nach dem Gekreuzigten gegriffen?

Wie bald hat sich die Furcht in Liebe, Reue, Vertrauen, Geduld, Danksagung, und Ergebung verändert, Mit dieser Methode, welche der tridentinische Plan ist, hat der liebe Gott meine Behandlungen der Missethäter allzeit gesegnet, und sie hat mir nicht ein einzigesmal mislungen. Meine Gesellpriester haben diesen Plan von mir angenohmen, und bei Gelegenheiten glüklich ausgeführt: Noch vor wenigen Jahren hat mein werther Gesellpriester, Herr Kaspar Link, dermalen Pfarrer zu Kronstorf in Oberösterreich diese Bekehrungsart auf einen äusserst verstockten zu Fuß hingerichteten schwären Missethäter sehr glücklich angewendet. Nach diesem Plane sollte man, wie ich sicher glaube alle lebende, und sterbende Sünder behandeln. Fange man ihre Bekehrung von der Furcht an, nicht aber von der Furcht des höllischen Feuers, sondern von der Furcht des gerechten Gottes; bleibe man aber bei dieser Furcht nich stehen, denn die Furcht muß nach Lehre des heiligen Johannes hinaus aus dem Herze, damit die Liebe Platz bekomme. Es bleibt doch immer noch eine gewisse Gattung der Furcht, welche besser eine Scheue heißen kann, neben der Liebe in dem Herzen stehen, eine Furcht, die von aller Knechtschaft gereiniget nicht der Anfang, sondern die Wirkung der Liebe ist, und weil sie eine Gabe des heiligen Geistes ist, allen Willen zur Sünde ausschliest. Diese Lehre von der Furcht ist im Grunde theologisch, nach welcher die Furcht in drei Gattungen zerfällt, und zwar in die sklavische, knechtliche, und kindliche. Die Sklavische fürchtet den Prügel, und heißet den schlangenden; die Knechtische fürchtet den Herrn, welcher seine Beleidigungen straft; die Kindliche scheuet sich den Vater zu beleidigen, wenn er auch gar nicht strafte. Die

drit-

dritte Gattung ist Weisheit, die zweite ist der Anfang der Weisheit, die erste, welche ich verworfen habe, macht Sünder, oder höchstens Heuchler, Nun mein lieber Pater ziehe ich aus allem diesen einen Schluß wider ihre Einwendung. Wenn die evangelischen Stellen nicht klar genug beweisen, daß die Höllenstrafe im Feuer bestehe; wenn nach dem heiligen Chrysostomus der Verlurst Gottes eine schwärere Strafe, als tausend Feuerhöllen ist; wenn die Furcht des Feuers weder von innerlichen noch äusserlichen Sünden abhält; wenn sie nicht einmal der Anfang der Bekehrung ist, so sehe ich nicht ein, was für Ursachen Prediger haben können immer die geringere, uud nngewissere, und nicht vielmehr die vorzüglichste gewisseste Strafe, immer das Feuer, welches manche nur sehr schwach, manche gar nicht glauben, und nicht vielmehr den strafenden Gott, welchen Jedermann glaubt, vorzupredigen.

Ich bitte, mir diese lange Digreßion zu verzeihen, aus welcher ich die Ungewißheit der Feuerpein in dem zeitlichen Straforthe erweisen will. Haben Prediger keine feste, solide Ursache ein Höllenfeuer zu predigen, so haben sie noch weniger Ursache ein Feuer in dem Reinigungsorthe zu predigen. Ich will ihnen meine Meinung von Höllenfeuer nicht aufdringen, denn sie kann wahrscheinlich, und doch falsch seyn. Vielmehr will ich ihnen die Möglichkeit, ja die Wirklichkeit einer Feuerhölle einräumen, was können sie aber damit für das zeitliche Straforth gewinnen, belieben sie doch zu betrachten, daß es nur dre Gattungen der Strafen gebe, Rachstrafen, Exempelstrafen, und Besserungsstrafen Die erste Gattung, die Rachstrafen, welche keinen andern Zweck haben, als das Vergnügen, welches der Stra-

fen-

sende an den Schmerzen des Gestraften empfindet, sind Grausamkeit, Wildheit, Unsinn = und Ungerechtigkeit, welche in dem besten, vollkommnesten, weisesten Wesen um so weniger Platz finden können, als sie selbst die Menschheit abwürdigen. Derowegen straft nach Lehre des heiligen Augustins Gott in der Hölle selbst nicht aus Rache, obschon er sich in der Schrift nach menschlichen Begriffen durch Rache, Zorn, Grimm, und Wuth ausdrückt. Die zwote Gattung der Strafen, sind die Exempelstrafen, welche an den Verbrechern vollzohen werden müssen, um andern Menschen von ebendenselben Verbrechen abzuschrecken. Ein solches Strafexempel ist die Hölle, oder die ewige Pein. Weil aber dieses Strafexempel, wie ich so eben gezeiget hab, nicht hinlänglich ist freiwillig gute Menschen zu machen, so hat uns Gott das vorzüglichste Strafexempel an dem Leiden, und gewaltsamen Tod Jesu Christi aufgestellet, wodurch die glaubigen Herzen aus freiem Willen, aus Liebe, und Erkänntlichkeit gut zu seyn bewogen werden. Die dritte Gattung der Strafen sind die Besserungsstrafen, besser gesagt die Züchtigungen, welche die Besserung des Gestraften zu ihrem Zwecke haben. Jezt bitte ich zu überlegen, welcher Gattung der Strafe der gütigste, der versöhnte Vater gegen seine Liebe Kinder im Fegfeuer sich bedienen könne, oder richten wolle? Ob er gegen sie, wie ein Kriminalrecht wider staatsschädliche Missethäter, oder als Vater gegen seine fehlende, aber reumüthige, bekehrte, und schon versöhnte Kinder verfahre? Die Seelen, welche nach dem Tode zeitlichen Strafen unterworfen sind, sind nach der katholischen Lehre von aller Ewigkeit her auserwählte Seelen, Seelen — welche durch Christi Blut, durch die endliche Gnade, durch die Busse von der Sünden-

schul-

schuldе (reatu culpæ) gewaschen, und gereiniget — Seelen, welche in der kindlichen Liebe Gottes aus dieser Welt geschieden sind. — Seelen, welche höchstens nur geringe Fehler, die weder ihre, noch ihres Vaters Liebe stöhren, mit sich in die Ewigkeit tragen. Stelle man sich vor, daß die ganze Haushaltung des himlischen Vaters an einer bußfertig zurükkehrenden Seele eine grössere Freude, als über neun und neunzig Gerechte empfinde, und alsdenn mache man bei sich selbst den Schluß, was für einer Gattung der Strafe der erfreute Vater gegen seine versöhnte Kinder sich gebrauche. Was pflegt bei derlei Vorfällen ein menschlicher Vater zu thun, der doch nur ein grobes Menschenherz besitzet? Was rathet ihm sein gemeiner Menschenverstand? Lassen wir einen ungerathenen Sohn, einen Bösewicht aus dem väterlichen Hause entlaufen, in liederlichen Gesellschaften herumschweifen, sich der Unzucht, der Völlerei, dem Spiele, dem Betruge zur Schande und Herzenleid seines liebenden Vaters ergeben, und endlich von allen diesen groben Lastern gänzlich gebessert, reumüthig, bußfertig in das väterliche Hause zurükkehren: Der Vater hat ihn schon mit Liebe empfangen, neu gekleidet, geküsset, und mit einer Mahlzeit beehret, wie, oder auf was Art wird er ihn ferner straffen? der Sohn ist nun kein unzüchtiger, kein Trunkenbold, kein Spieler, kein Betrüger mehr; Aber rohe, ungeschlachte Sitten, Unbedachtsamkeiten, Unhöflichkeiten, und andere geringe Sittenfehler, ja wohl auch ein unmerklicher Hang zu groben Sünden hangen ihm noch aus der bösen Gesellschaft an; Für diese straft ihn der Vater, aber nicht als Kriminalrichter, sondern als Vater straft er ihn mit dem einzigen Zwecke, ihn auch von diesen Fehlern

lern zu reinigen, und zu besseren. Ja wenn er ihm auch zum Exempel seiner übrigen Kinder straft, so zeigt er doch durch sein Verfahren, was er von einem bösem Kinde zu seiner Versöhnung fordere, und daß er als Vater bei der Bestraffung seiner Kinder niemahl eine andere Absicht habe, als die einzige sie zu bessern. Er wird demnach dem Sohn eine Zeitlang in seinem Hause unter scharfer Aufsicht behalten, er wird ihm die Gesellschaften, Lustbarkeiten, und Zerstreuungen aus dem Weege räumen, er wird ihm manche gütliche Verweise, und Ermahnungen geben, er wird ihm Gelegenheit zum Nachdenken machen, wird ihn zur Mässigkeit, zu guten Büchern, zum gesitteten Wandel, zur Bestättigung Ordnung, und Reinlichkeit, zur genauen Prüffung seiner selbst, zur Rechtschaffenheit verhalten, aber alle diese Strafen werden doch keine Kriminalstraffen, sondern blosse väterliche Liebeszüchtigungen sein, welche die Absicht haben den Sohn vollkommen zu machen, und welche der Sohn obschon mit Beschwärniß, doch aus Begierde des Vaters würdig zu seyn mit Liebe, und Geduld ertragen wird.

Oberst. Nach diesen augenscheinlichen Gründen können die Straffen der guten Seelen nichts anders, als väterliche Züchtigungen seyn, wodurch sie gereiniget, und zum Himmel, zum Besitze Gottes fähig gemacht werden.

Pf. Sie urtheilen recht, Herr Oberster. Wenn Sie sich von Gott den höchsten Begrif des besten Vaters, von der Seele aber den Begrif eines reumüthigen, und versöhnten Kinds machen, so können sie nicht anderst urtheilen. Ich will ihr Urtheil noch mehr bestärken.

Erinnern Sie sich, daß das zeitliche Strafforth selbst von dem Konzilio zu Trient mit dem Nahme

pur-

purgatorium Reinigungsorth bezeichnet werde, anzudeuten, daß die Seelenreinigung die Absicht der Straffe sei. Nach der Mundart unsrer römischkatolischen Theologen hangen den guten Seelen Fleken an, von welchen sie gereiniget werden müssen, weil Christus sagt, daß nichts unreines in den Himmel eingehen werde. Um in dieser Allegorie zu bleiben können wir die Seelenflecken zwar annehmen, doch sind sie bei den guten Seelen keine schwarze, durchdringende Flecken schwärer Sündenschulden, denn diese sind durch das Blut des Lammes gänzlich verziehen, ausgewaschen, und getilget; Jede gute Seele ist mit dem hochzeitlichen Ehrenkleide der Gnade, der Gerechtigkeit, der Heiligkeit angethan, nicht zwahr nur äusserlich, wie wir gegen die Protestanten behaupten, so daß die Flecken nur bedeckt wurden, sondern so, daß die Gnade, und Gerechtigkeit in die Stelle der Flecken eintretten, die Seele durchdringen, und ihr zur Eigenschaft werden. Nach dieser Lehre können die Flecken einer Gerechten Seele sich nur (man erlaube mir diesen groben Ausdruck um mich verständlich zu machen) höchstens auf der Oberfläche der Seele, wie zum Beispiel der Staub auf Golde befinden, sie können nur leichte, flüchtige Staubflecken, meinetwegen auch Kothfleken solcher Vergehungen seyn, denen wir auf unsrer Reise durch die Welt so wenig, als ein reisender auf der Strasse gänzlich ausweichen können. Nun mag man diese Flecken ausdehnen, und vergrössern so viel man immer für gut findet ihre Austilgung schwärer zu machen, so ist doch immer gewiß, daß sie bloß moralische, und nicht phisicalische Flecken, deren die Seele nicht fähig ist, seyn müssen. Phisicalische Flecken, oder Unreinigkeiten werden von Metallen,

Kräutern, Gewächsen, und körperlichen Dingen freilich wohl durch das Feuer abgesöndert; Ist aber auch das Feuer ein tüchtiges Mittel Geister von moralischen Flecken zu reinigen? Diß kann man doch ohne ein Mirakel vorauszusetzen nicht zustehen; Mirakel aber ohne Noth, oder ohne Offenbarung zugeben ist die Zuflucht der Dummheit, welche sich da auf Mirakel beziehen muß, wo sie sich vornihmt etwas wider die Vernunft zu behaupten. So bald wir einmahl durch das Zeugniß der Vernunft, und durch vernünftige Schlüsse aus der Offenbarung überzeugt sind, daß es moralische Flecken sind, von welchen die gute Seele geläutert werden muß, so schliessen wir auch richtig, daß das Feuer ein ganz untüchtiges Mittel einer moralischen Reinigung seye, und daß Gott keine Ursache habe durch die Wahl des untüchtigsten Mittels Mirakel zu würken, da die verhältnißmässigen tüchtigsten, natürlichen Mitteln in seiner Gewalt stehen.

Oberst. Sie läugnen also die Möglichkeit des Feuers zur Seelenreinigung?

Pf. Ja, denn natürlicher Weise kann die Vernunft diese Möglichkeit nicht zugeben; Und eben so wenig kann er zugeben, daß Gott von der Natur, die doch sein eigenes Werk ist, und von dem ewigen richtigen, weisesten Gange aller Dinge abgehen, und ohne aller Ursache, ausser etwa den Messmieththeologen zu gefallen, ein übernatürliches Wunder würke. Gott müße das natürliche Feuer gänzlich umschmelzen um es auf unkörperliche Geister würkend zu machen, oder er müste neben dem elementarischen Feuer ein Geisterfeuer erschaffen haben, und dieses wäre nach unseren Begriffen gar kein Feuer, oder nur ein metaforisches. Unsere Theologen, welche die Stelle des hei-

ligen Pauls 1. Kor. 3 auf das Fegfeuer anwenden, sollten doch bedenken, daß der Apostel an eben dieser Stelle sage: Er aber wird gerettet (seelig:) werden gleichsam durch das Feuer. Quasi per ignem. Ein Quasi ignis, ein vergleichungsfeuer ist gar kein Feuer. Gott bedarf keines Wunderfeuers die guten Seelen zu reinigen, da das natürliche Mittel seine Kinder durch väterliche Züchtigungen zu reinigen in seiner Gewalt, und seiner weisen Güte angemessen ist.

Oberst. Ich denke eine entkörperte gute Seele bekomme unter andern guten Seelen des Reinigungsorths mehrere, und hellere Kentnisse, von dem liebenden Vater des Lichts hellere Erleichtungen, durch eigenes, vom Leibe unzerstreutes Nachdenken, neue Erfahrungen und geläuterte Begriffe von Gott, und von sich selbst.

Pf. Setzen Sie noch hinzu, daß sie durch solche Kenntnisse, Erleuchtungen, Nachdenken, und Erfahrungen in Betrübniß, Reue, und heftigste Begierde nach dem Angesichte des liebenden, und geliebten Vaters versetzet werde, so haben Sie auch das Quasifeuer, Strafe, und väterliche Züchtigung, wodurch sie gebessert wird.

Kapuz. Allein H. H. ist es wohl auch möglich, Seelen, welche nach unser Theologie nicht mehr im Stande der Wanderschaft sind, zu bessern?

Pf. So lang die Seele nicht an ihrem endlichen Ziehle ist, wo sie stillstehen muß, bleibt sie immer im Stande der Wanderschaft, sollte sie sich auch im Vorhofe des Himmels befinden.

Oberst. Und zum Ziehle wandert sie nur schrittweise.

Pf. Richtig gesprochen: denn Gott verfährt in der Ordnung der Gnade eben so, wie in der Ordnung der Natur, das ist Stuffenweise. Diß ist seine ewige Weisheitsregel, wovon besondere Fälle, wie zum Beispiel die plözliche Bekehrung des Saul, nur seltsame Ausnahme, und Wunder sind. Eine Stuffe hangt immer an der andern, und keine wird übersprungen. Derowegen ist es mir unbegreiflich, mit was Grunde unsere Schultheologen das Licht der Glorie haben annehmen können.

Oberst. Was wollen sie durch das Licht der Glorie sagen?

Pf. Ein übernatürliches, neues Licht, welches Gott dem menschlichen Verstande zusetzet, damit er die himmlische Glorie zu geniessen fähig werde. Weil der natürliche Menschenvernunft, wie sie sagen, mit der übernatürlichen Glorie in keinem Verhältnisse steht, müsse derselbe durch das Licht der Glorie erhoben werden.

Oberst. Diß ist ein großer Sprung auf einmahl, bei welchem Gott abermahl von der gewöhnlichen Regel der Stuffenordnung abgeht, und Mirakel würkt.

Pf. Nehmen wir nur die stuffenweise Aufklärung, Besserung, und Erhebung der Seele an, so entheben wir Gott eines Mirakels, und erreichen eben dasselbe Ziehl. Die menschliche Vernunft kan stuffenweiß zur Tüchtigkeit der Glorie erhoben werden, ja ich bin sogar geneigt zu glauben, daß auch die seeligen Geister im immerwährenden, ewigen Stande der Wanderschaft über die unendlichen Stuffen der Vollkommenheit begriffen seien.

Kapuz. Diß wohl nicht: den die seeligen Geister sind würklich an, und in dem Ziehle ihrer Wanderschaft.

Pf. Um Vergebung mein Pater! das Ziehl in sich selbst hat unendliche Stuffen, Wer auf der ersten steht, hat noch die zweite vor sich. Der heilige Paul sagt, daß die himmlischen Geister in der Glorie so verschieden sind, als die Sternen, welche einander an Klarheit übertreffen. Das heist eben nichts anderes, als daß sie auf höhern, und niedrigern Stuffen des allgemeinen Ziehles stehen. Unsere Theologen, welche behaupten daß die seeligen Geister an Verdiensten, und Belohnungen immerfort wachsen, sagen in der Sache selbst nichts anders, als daß die seeligen Geister in einer ewigen Wanderschaft über die unendlichen Stuffen des Ziehls sich befinden. Ein unendliches Ziehl hat keine lezte Stuffe, folglich ist nicht zu fürchten, daß ein Geschöpf durch die unendliche Ewigkeit die lezte Stuffe der göttlichen Vollkommenheit erreichen werde; denn auf jeder möglicher Stuffe hat sie noch unendliche Stuffen vor sich.

Oberst. Ihr System ist schön, vernünftig, und der allmächtigen, unaufhörlichen Freigebigkeit eines immer thätigen Gottes angemessen.

Kapuz. Müßen aber die Geister, welche unaufhörlich wandern, durch neue Begierden nicht unruhig werden? Unruhe, und Seeligkeit vertragen sich nicht.

Pf. Seelen, welche einmahl im Ziehle wandern, und mit Gott vereiniget sind, können nicht unruhig werden. Ich beweise es durch ein ähnliches Beispiel. Von unsern Vätern, und Theologen wird allgemein angenohmen, daß die menschlichen Seelen im Himmel Begierde tragen, mit ihren Körper abermahl vereinigt

zu werden. Der Genuß des Himmels benihmt ihnen diese Begierde nicht, und doch sind sie nicht unruhig, weil sie mit Gottes Wille vereinigt ihre Körper nicht ehe verlangen, biß es Gott gefallen wird ihnen dieselbe zurükzustellen. Um so weniger können sie bei der Begierde stuffenweiß in der Glorie aufzusteigen unruhig seyn, als sie keine Stuffe zu überspringen verlangen, auf jedweder Stuffe ersättiget werden, und die höhern zu ersteigen versichert sind.

Kapuz. Wenn die gänzliche Abhängigkeit von Gottes Willen den himmlischen Geistern keine Unruhe verursacht, wie ich nun überzeugt bin, so folgt daraus, daß auch die Guten mit Gottes Wille vereinigten Seelen im Strafforthe keine Unruhe fühlen, indeme sie eben auch den Himmel nicht ehe verlangen, bis es Gott gefällig seyn wird, ihnen denselben zu geben.

Pf. Mir ist es sehr lieb, daß Sie diese Folgerung selbst machen. Ich könnte dieser Folge durch eine Distinktion ausweichen, will es aber nicht thun weil ich sie herzlich gerne zugebe: Nur will ich sie ab auctoritate noch mehr bestärken. Peter Camus Bischoff zu Bellay schreibt, daß der heilige Franz von Sales zwahr die Feurstraffe zugelassen, und doch dabei gelehrt habe. " es sei auf Erden keine Zufriedenheit zu
" finden, welche mit jener zu vergleichen wär, so die
" Seelen im Fegfeuer innerlich empfinden. Sie sind,
" sprach er, dem Willen Gottes; so vollkommen unter-
" worfen, oder vielmehr ist ihr Will in den Göttlichen
" dergestalten verwandelt, daß sie nichts anders wün-
" schen, und verlangen können, als was Gott will,
" also zwahr, daß, wenn ihnen der Himmel offen-
" stünde, sie sich dennoch in ihren Abgrund lieber
" versenken, als mit ihren anklebenden Flecken vor

" dem

„ dem reinesten Angesichte Gottes erscheinen wollten —
„ und darinnen wollen sie allda verharren, wie, und
„ solang es Gott geliebt. „ 6.)

Kapuz. Ich erfreue mich meine Folgerung von einem heiligen Manne bestättiget zu wissen. Allein nun wandelt mich ein anderer Zweifel an: Was wird man diesen guten Seelen für eine Wohlthat erweisen, wenn man sie durch Opfer und Gebette von einem Orthe erlöst, wo sie zufrieden sind? wenn man sie durch eine Fruhzeitige Erlösung verhindert alle Stuffen ihrer Besserung zu übersteigen?

Pf. Man thut ihnen die Wohlthat sie um die Stunde zu erlösen, in welcher es Gott gefällt unsere Gebetter zu erhören. Unsere Hilfe befördert sie eben nicht in einem Augenblike zum Himmel; Es ist auch nicht nöthig, daß sie eine einzige Stuffe überspringen: Gott kann sie durch stärkern Einfluß über jedwedere Stuffe geschwinder führen, oder bei langsameren Fortschreiten kräftiger trösten. Die Christliche Kirch hat von den Zeiten der Apostel Gebette, und Opfer für sie in dem Himmel geschickt, und der Lehrsatz bleibt immer wahr, daß den guten Seelen die Hilfe der lebendigen ersprieslich sei.

Oberst. Nun geht es mir erst in das Geblüt, daß unsere Prediger das milde Züchtigunsort immer voll Feuer, und voll Teufel vorstellen.

Pf. Wie wär es denn sonst ein Fegfeuer, wenn kein Teufel zugegen wär, der die Seelen im Feuer fegte? Allein denken Sie auch Herr Oberster, daß unser Pöbel ein solches Fegfeuer, welches mit Glut,

6.) Geist Saleß: Th: 16: K: 19.

Flammen, und Teufel angefüllet ist, haben wolle. Mit einem gelinderen, ist ihm nicht gedienet. Die Stipendiensucht stärkt den Pöbel noch in seiner thörrigten Meinung, focht das Feuer noch mehr an, gibt den Teufeln Arbeit, ersinnet neue Peinen, und gibt vor, das Meßopfer (doch nicht unbezahlt) seie das einzige, und auf einem privilegirten Altar das gewisseste Mittel die armen Seelen der Pfotten des Teufels zu entreissen.

Die fanatische Meinung, daß den Seelen durch kein anderes Mittel so gewiß, und so schnell, als durch die Messe geholfen werde, ist nicht neu, sondern sie ist eben in den achten Jahrhundert, der Epoche des Geldopfers durch die Mietpriester ersonnen worden. Der berühmte Jonas Bischof zu Orleans, welcher im Jahre 822 den Theodulf auf dem bischöflichen Stuhle gefolget ist, hat sich schon zu seinen Zeiten dieser falschen Meinung wiedersetzet, und selbe den Gewinnsichtigen Priestern zugeschrieben. In seiner Institutione laicali, einem Werke, das von Natalis Alexander gerühmt wird 7.) schrieb er diese nachdrücklichen Worte: " Irrthum? Irrthum? welcher nur von der groben Unwissenheit, und Leichtgläubigkeit, oder von der „ Habsucht der Volkslehrer seinen Ursprung haben „ kann. Unsere heilige Mutter, die Kirch hilft „ ihren verstorbenen Gliedern nicht nur durch das Messopfer, sondern durch tausenderlei andere gute Werke. „ 8.) Seines Widerspruchs ungeachtet hat man diesen vortheilhaften Irrthum bis auf das sechzente Jahrhundert oekonomisch fortgepflanzet. "Im Jahre 1536

7.) Nat: Alex: T: 6. pag: 44. edit: Paris: 1730.
8.) Instit. laic. l. 3. C. 15.

1536 schrie das Konzilium zu Köln dagegen: " Man
„ muß diejenigen auf keine Weise anhören, welche sa-
„ gen, daß den verstorbenen kein anderes Allmosen
„ als welches den Priester gereicht wird, kein anderes
„ Mittel, als die Messen helfen. Die dieses glauben,
„ glauben es entweder aus Unwissenheit, oder sie wer-
„ den durch Betrüger dazu beredet. Die Lehre, auf
„ welche die einfältigen ihre falsche Meinung bauen,
„ ist wahrscheinlich aus der Quelle des Geizes entspru-
gen. „ Wer mögen wohl die Betrüger gewesen seyn? Nach der allgemeinen Regel, sind es jene, welche aus dem Betruge Vortheile ziehen. Bald darauf hat das Konzilium zu Trient gelehret, daß den verstorbenen durch Gebette, Allmosen, und andere Hilfsmittel, vorzüglich aber durch das Messeopfer geholfen werde. Aus dieser Lehre hat die Stipendiensucht Anlaß genohmen mit Verdrehung des Sinnes die Messe allein als das vorzüglichste, und einzige Miltel anzupreisen. Sie hat den leichtgläubigen Christen in den Koppf gesetzet, das vorzüglichste Mittel, als das kräftigste, schnelleste, und bequemlichste anzuwenden. Wenn man doch auch zuweilen Allmosen, Nächstenhilfe, und Bußwerke angerathen hat, so hat man sie doch nur als entbehrliche Nebendinge empfohlen, welche den unendlichen Werthe des Messopfers weit zurükstehen müsten, und auf der andern Seite geprediget, die Hilfe der armen Seelen sei das verdienstlichste, und das nothwendigste Stüke der Nächstenliebe, weil sie gänzlich auffer Stande wären sich selbst, wie es lebende Armen thun kennen, zu helfen. Wer demnach heut zu Tage das verdienstlichste Werk der Nächstenliebe ausüben will, der überläst es dem lebenden Armen sich selbst zu helfen, und hilft dafür den armen Seelen mit einen halben Gul-

den

den: Dieß thut er mit mehr Bequemlichkeit, mit geringeren Aufwand, und mit schnellerer Wrkung.

Oberst. In meinen Leben hätte ich nicht geglaubt, daß die Miethmesse sogar die Lehre der Kirche über ihren Laist gespannet hätte!

Pf. Hören Sie noch etwas, mein Herr Oberster, was Ihnen in das Geblüt gehen wird. Die Miethmessler aus Furcht nach dem Tode der Christen nicht genug Messen zu bekommen, haben noch darzu ein Mittel vorgeschlagen sich anticipato von Fegfeuer los zu kauffen.

Oberst. Ist das möglich?

Pf. Ich will Ihnen eine Stelle aus dem gesammelten Kanonen des Regino verdeutschen. Den reichen „ welcher die Fasten der sieben Wochen nicht halten „ will, ist rathsam zwanzig Thaler dafür zu bezahlen; „ denn Armen ist die Helfte genug. Doch muß ein „ jeder zusehen, wem er das Geld zu geben habe, „ ob es zur Erlösung der Gefangenen, dem heiligen „ Altare, den Dienern Gottes, oder den Armen zu„ kommen solle. „ Der gelehrte Thomassin macht hierüber eine sehr beissende Anmerkung, da er sagt 9.) „ „ diese Bösegelder wären ihrer freien Bestimmung „ ungeachtet grösstentheils in die Hände der Priester „ gefallen. „ Weiter spricht Regino 10.) Eine Messe „ gilt für zwölf Bussetage, zehn Messen für hundert und „ zwanzig. Der Bescheidenheit des Priesters wird das „ Urtheil überlassen, was der Seele des Büssers heil„ samer, und nützlicher sei. „ Ob nun die Bescheidenheit des Priesters die Busse, oder das Messezahlen

---

9.) Thomassin. P. 3. l. 1. C. 74. n. 2.
10.) Can. 56. — 58.

für heilsamer geachtet habe, ist nicht schwer zu errathen..

Oberst. Wer war dieser Reginо?

Pf. Er war ein berühmter, angesehener Benediktiner Abt in Trierischen Bistume zu Ende des achten Jahrhunderts, lebte aber noch zu Anfang des neunten und schrieb eine Sammlung der Kanonen seiner Zeiten.

Oberst. Nun diß sind doch ganz entsezliche Lehren, wo der helle Geitz, und die Geldgierde der Geistlichen von allen Seiten heraussieht! Und der Ursprung aller dieser donnerweterischen Betrügereien fällt gerade auf das achte Jahrhundert, da das Geldopfer aufgekommen ist, und Deutschland die Verfassung der christlichen Religion erhalten hat, so zwar, daß eben die verkehrteste Zeit, oder der Ursprung der Miethmesse die Epoche der Bekehrung Deutschlands ist. Aber wie denn, Herr Pastor! Sie sitzen immer da, und schöpfen Athem: Was sagen sie zu dem allen, was wir nun gehört haben?

Past. Ich höre nichts neues; derowegen möchte ich bald aus langer Weile göhnen.

Oberst. Ich dächte doch, auf die Weise, wie der Herr Pfarrer das Fegfeuer beschrieben hat, könntet ihr Herrn Protestanten dasselbe auch annehmen, besonders da eure grösten Lehrer, wie der Herr Pfarrer sagt, die Hölle selbst für eine zeitliche, nicht ewige Straffe halten.

Past. Mein Herr Oberster, nach allen, was der Herr Pfarrer gesagt hat, sind wir noch eben so weit voneinander entfernt, als wie es vorhin gewesen sind. Der Herr Pfarrer setzet als Katolik Gründe voraus, von welchen wir Protestanten nicht überzeugt sind.

Er

Er setzet als gewiß voraus, daß für verziehene Sünden, für versöhnte Sünder eine göttliche Straffe vorbehalten sei. Diesen Heischesatz läugnen wir, und behaupten dagegen, daß für die verziehene Sünde Jesus mit seinem Blute die Strafschuld vollkommen bezahlet habe. Mit den unversöhnten Sündern hat es eine ganz andere Beschaffenheit; In diesen stecket noch die Strafschuld, weil ihre Sündenschuld nicht getilget ist. Die Hölle, zu welcher sie Gott verdammt mag nun ewig, oder nicht ewig seyn, so steht doch für sie kein Rettungsmittel in unserer Gewalt; Ist sie nicht ewig, so müssen sie in derselben doch so lang leiden, bis ihre Halstarrigkeit gebrochen, ihre dicken Finsternissen aufgekläret, ihr unbeugsamer Wille gelencket, und ihr verkehrter Sinn geändert ist. Dazu mag wohl eine Art von Ewigkeit, ich will sagen, eine unbestimmliche Dauer erforderlich seyn.

Pf. Aber werthester Herr Pastor, in diesem Systeme fällt alles Gebett für alle Todten weg. Als ein gelehrter Mann können Sie doch nicht läugnen, daß für die Todten zu betten in den ersten Urzeiten der christlichen Kirch Gewohnheit gewesen sei. Für welche Gattung der Todten hat man den gebettet?

Past. Ehe ich Ihnen, mein Freund, diese Frage beantwortete, fordere ich von Ihnen den Beweiß, daß die erste Kirch ein besonderes Gericht nach dem Tode allgemein geglaubt, und gelehret habe.

Oberst. Halt ihr Herrn! Ihr köntet mir ins Disputiren kommen, und davon bin ich kein Freund. Genug für heute! Ich bin vom Opfer der heiligen Messe, vom zeitlichen Strafforthe nach dem Tode, und von der Hilfe, die wir den guten Seelen leisten können überzeugt; Diß ist das gewissen, was das Konzilium zu Trient vom Purgatorium lehrt. Zugleich

bin

bin ich auch fest überzeugt daß die ungewissen, und unvernünftigen Lehren vom Feuer, und Segen das Werk der schändlichen Mithmessler seien; und dabei hat es sein Bewenden. Kommen Sie Herr Pastor mit mir: Ihre Frau wird Sie mit dem Abendessen erwarten, ich aber werde mich mit einem Trunke Wasser zur Ruhe begeben. Morgen, Herr Pfarrer, wenn das Wetter so schön bleibt, kommen wir abermal bei Ihnen zusammen.

Leben Sie wohl!

Pf. Ihr Besuch Herr Oberster, und Herr Pastor wird mir zur Ehre, und zum Vergnügen gereichen.

Gute Nacht.

Kapuz. Ei, Ei, was muß man erst in seinen alten Tagen lehrnen! So manche Jahre gefischet, und doch nichts gefangen zu haben, das thut weh!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Karl Joseph, 1723-1784

Abendgespräche über die Miethmesse und andern kirchliche Gegenstände zur Fortsetzung der dringenden Vorstellung an die Religion wider die Halbguldenmesse und Priestermiethe ...
Bd.: 1. (1784). - 175 S.

Regenburg 1784

Polem. 1345 yi-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10774292-1
VD18 1200300X-001